C 7 500 E

ZEIT-WENDE

die neue furche

Herausgegeben von Wolfgang Böhme · Otto Gründler · Friedrich Langenfaß
Eberhard Müller · Rudolf Alexander Schröder · Reinold von Thadden-Trieglaff

AUS DEM INHALT

HEINZ BECKMANN Kulturfabrikation
KARL AUGUST HORST Ein Lehrmeister europäischer Bildung
OLOV HARTMAN Die letzten Siegel
KARL ALFRED WOLKEN Gefängnis aus bitterem Buchs
HORST WETTERLING Das Menschenbild in den Comic strips

PACIFIC LUTHERAN
THEOLOGICAL SEMINARY
LIBRARY

XXXI. JAHRGANG · OKTOBER 1960 10

VERLAG SONNTAGSBLATT · VERLAGSORT HAMBURG

INHALT

Heinz Beckmann: Kulturfabrikation 649
Eberhard le Coutre: Ich bin der Herr, dein Gott 657
Karl August Horst: Ein Lehrmeister europäischer Bildung 658
Olov Hartman: Die letzten Siegel 669
Karl Alfred Wolken: Gefängnis aus bitterem Buchs. Erzählung . . 687
Karl Alfred Wolken: Ausgehöhlt zu Schattenrissen. Gedicht . . . 690

Kommentare

Horst Wetterling: Das Menschenbild in den Comic strips 691

Stimmen von draußen

„Benutzt den Beichtstuhl!" 696
„Kinder, Küche, Kirche" — der Lebensbereich der australischen Frau 698

Bücher

Kirche und Welt 700
Handbuch der Ökumene 701
Ein Jahrhundert „Erlanger Theologie" 702
Zarte Rustikalität 703
Unmögliche Unschuld 704
Das Leben ist originell 705
Hoffnung und Unruhe 707
Durrells „Mountolive" 708

Berichte 710

Randbemerkungen

Nochmals: Ist unser Staat wetterfest? 717
Picasso als Zeichner 718
Zwiesprache 719

Bildbeilagen

Der glühende Ofen. Aufnahmen von Aufführungen des liturgischen Spiels von Olov Hartman 680
Pablo Picasso: Jacqueline, sich kämmend 688

Schriftleitung: Dr. Otto Gründler, München 13, Tengstraße 8 Vr, Fernruf 37 12 31
Dr. Wolfgang Böhme, Boll über Göppingen/Württemberg, Herrschaftsstraße 23, Fernruf Amt Boll 266

Verlag Sonntagsblatt G. m. b. H., Hamburg 13, Mittelweg 111, Fernruf-Sammelnr. 44 55 21
Mitglied des Gemeinschaftswerks der evangelischen Presse

Druck: Flensburger Druckerei, Flensburg, Nikolaistraße 7

Die „Zeitwende" kann über jede Buchhandlung, durch Bestellung beim zuständigen Zustellpostamt oder direkt vom Verlag bezogen werden. Einzelheft 2,20 DM; Vierteljahresabonnement 6,— DM zuzüglich Zustellgebühr.

Konten: Zeitwende im Verlag Sonntagsblatt; Postscheck: Hamburg 16 40 80; Bank: Hamburger Sparcasse von 1827; Girokonto 41 471.

Für unverlangte Manuskripte wird keine Haftung übernommen; Rückporto ist beizufügen. Unverlangte Rezensionsexemplare werden nicht zurückgesandt.

ZEITWENDE · DIE NEUE FURCHE

31. JAHRGANG/HEFT 10 OKTOBER 1960

Kulturfabrikation

Es wird uns noch übel werden vor lauter Kultur. Aber wenn wir mit der Kompresse um den Kopf übersättigt auf dem Kanapee liegen, steht uns die härteste Entlarvung erst bevor. Es war nämlich gar keine Kultur, es war bloß noch ein subventionierter Jahrmarkt, den wir so unmäßig hochgepäppelt haben, es war eine Börsenhalle, in der mit Leuchtziffern die jeweils neuesten Kurswerte der Schauspieler, Sänger und Tänzer angezeigt wurden, ein Tanz um das goldene Kalb der Gagen, und am Hörspiel versandeten derweilen die Dramatiker, indessen die Bühnen sich mit mühsam aufgeblasenen Sketchen behalfen, so absurd wie nur möglich, auf daß der brave Schweppermann nur ja keine Silbe verstünde. Der brave Schweppermann zahlte nur, teils an der Kasse, teils beim Finanzamt, denn Subventionen waren hoch im Schwange, und wo sich das Gehalt des begehrten Generalintendanten aus Gründen des Anstandes höher nun nicht mehr hinaufschrauben ließ, da legte man ihm eine halbe, eine ganze Million an Subventionen drauf, damit er wenigstens doch zu höherem Ruhme die Tänzerin aus Argentinien, den Tenor aus Neapel, den Regisseur aus Hollywood per Flugzeug engagieren könnte. Jetzt fehlt uns zu unserem Glücke nur noch das zweite, das dritte Fernsehen, und dann sollen die Herren Generalintendanten, Generalmusikdirektoren und Ballettmeister (vorerst noch ohne Generalsrang) mal zuschauen, wo sie hernach ihre teuren, alsbald noch teureren Schäfchen wieder aufsammeln.

Wir Deutsche gelten als ein unruhiges Volk und haben diesem Ruf auf mancherlei häßliche Weise Vorschub genug geleistet. In anderen Dingen freilich eignet diesem Volk der Dichter und Denker eine bemerkenswerte Trägheit. Wer seine Nase nur ein bißchen in den Wind zu halten vermag, müßte den Katzenjammer, der da auf uns zuschleicht, doch längst gewittert haben. Aber wir trotten ungerührt des Weges und merken gar nicht, wie uns vor lauter Kultur allmählich jegliche Kultur abhandenkommt. Das fängt schon bei der Massenabfütterung auf unseren Universitäten an, deren Hörsäle sich kaum noch von der überfüllten Mensa mit der billigen Einheitskost unterscheiden. Im privaten Gespräch, wo immer man hinkommt, herrscht fast einhellig die Meinung vor, daß ein sogenannter zweiter Bildungsweg längst überfällig sei, daß gerade die Fachwissenschaften einer inneren Verödung und Verflachung entgegentreiben, wenn nicht endlich die Geisteswissenschaften aus

dem allgemeinen Sog einer bloßen Berufsausbildung auf unseren Hochschulen herausgerissen und damit auch der Fachwissenschaft neue Möglichkeiten zu einer rein wissenschaftlichen Forschung und Lehre eröffnet werden. Jedermann weiß heute aus meist bitteren Erfahrungen, daß wir unaufhaltsam jener „unermeßlichen Verblödung" anheimfallen, die Franz Werfel schon vor Jahrzehnten in seinem kühnen Vortrag „Realismus und Innerlichkeit" prophezeite, wenn wir nicht endlich den Mut aufbringen, in den Bereichen des Geistes, der Kunst und der Kultur ganz entschlossen zwischen den Warenhäusern und dem Einzelhandel zu unterscheiden.

Die Warenhäuser, um im Bilde zu bleiben, brauchen wir. Darüber bedarf es keiner Dispute mehr. Ganz im Gegenteil, die Warenhäuser sind noch lange nicht groß genug. Aber es muß endlich Schluß damit gemacht werden, daß man sich die Lebensart und die Arbeit in den schöpferischen Bereichen des Geistes von dem Stil der Warenhäuser bestimmen läßt.

Es ist kennzeichnend genug, daß bei einer fast schon allgemeinen Einsicht in diese Gefahren dennoch ein humanistisches Gymnasium nach dem anderen abgebaut wird. Bis hin zu den Lehrern der Kunstschulen und der technischen Anstalten ist man sich heute — im Privatgespräch jedenfalls — ziemlich einig darüber, daß den gegenwärtigen Schülern, einerlei, wohin ihre Ausbildung zielt, einfach die Bildungsreife, damit aber auch die innere Lebensreife der humanistischen Bildung fehle. Aber flugs vernichtet man die Pflanzstätten der humanistischen Bildung, gebärdet sich „realistisch" und unterrichtet die Kinder bereits mit den Scheuklappen eines künftigen Erwerbslebens. Wie sich die Dinge nun einmal entwickelt haben, wäre es zweifellos bloße Romantik, wollte man alle unsere Gymnasien auf die humanistische Bildung wieder zurückdrehen. Aber es darf doch nun auch nicht so weit kommen, daß einsichtige Eltern ihre Kinder zwangsläufig in Internate schicken müssen, bloß weil weit und breit vor lauter Realismus kein humanistisches Gymnasium mehr aufzutreiben ist. Das humanistische Gymnasium ist die unerläßliche Voraussetzung für eine künftige Bergung des Geistes aus der allgemeinen Verflachung. Es ist völlig sinnlos, über einen möglichen zweiten Bildungsweg im Studium nachzudenken, solange wir geflissentlich die einzig ergiebige Quelle dazu verstopfen. Nicht zuletzt die Kirche hätte allen Anlaß, sich etwas vernehmlicher für die Erneuerung des humanistischen Gymnasiums ins Zeug zu werfen, denn der Mangel an theologischem Nachwuchs hängt mit dem Mangel an humanistischen Gymnasien zusammen. Wahrscheinlich aber wird die Kirche auch hier wieder in Sorge sein, für rückständig zu gelten, wenn sie sich so vernehmlich für das humanistische Gymnasium einsetzt. Wer jedoch seine Nase nur ein bißchen in den Wind zu halten vermag, der weiß schon seit geraumer Zeit, daß die Avantgarde von morgen heute das humanistische Gymnasium besucht.

Kultur als Konsumware

Was aber, könnte man fragen, hat nun eigentlich der zweite Bildungsweg und das humanistische Gymnasium mit jenem Katzenjammer zu schaffen, bei dem uns vor lauter Kultur übel wird? Es gehört zu den Grundlagen der humanistischen Bildung, daß sie eine Einheit des geistigen Lebens nicht nur behauptet,

sondern auch darstellt. So ist es denn auch weiter nicht verwunderlich, wenn sich in dem sogenannten kulturellen Bereich unseres gegenwärtigen Lebens genau die gleichen Schwierigkeiten bemerkbar machen wie bei unseren Bildungswegen. Man darf und soll sogar mit einem fröhlichen Optimismus die ungeheure Ausweitung des kulturellen Lebens zur Kenntnis nehmen, sofern es nicht von jenen Entartungserscheinungen bedroht wird, die wir im Auftakt dieser Erörterungen anzudeuten versuchten. Kulturelle Veranstaltungen sind eine Konsumware geworden, bei der das Angebot oft genug die Nachfrage nicht zu befriedigen vermag. Es gibt in Europa kaum noch einen anständigen Rasen, auf dem zur Sommerzeit keine Festspiele betrieben würden. Dennoch sind alle diese Festspiele meistens ausverkauft und bringen übrigens die Subventionen in manchen Fällen für das Land oder die Stadt auf merkantilen Umwegen ganz hübsch wieder herein. Aber schon auf diesem verhältnismäßig noch schmalen Sektor der Festspiele machen sich die Schwierigkeiten bemerkbar. Wir haben nämlich gegenwärtig keine Dichter, die uns die entsprechenden Spiele zu schreiben vermöchten. Und es grenzt doch wohl an Stagnation, wenn man auf jedem Rasen und vor jedem Stadttor am Ende immer nur den „Jedermann" spielt oder das „Welttheater" — es grenzt nicht nur an Stagnation, sondern birgt auch die Gefahr der Abnutzung und Abstumpfung. Es ist ein Zeichen für unsere innere Armut, daß wir uns nach den entsetzlichen Sündenfällen des zwanzigsten Jahrhunderts immer noch mit dem „Jedermann" behelfen, und es bleibt fraglich genug, ob dieser Behelf überhaupt noch hilft, ob man sich also in der eigenen Sünden Maienblüte von diesem Jedermann-Spiel noch ertappt fühlen kann. Alle Festspiele und die ungezählten Menschen, die bereitwillig dort einkehren, können nicht darüber hinwegtäuschen, daß wir in unseren Tagen kein „Festspiel" haben. Schnodderig gesagt: der Konsum ist beträchtlich, doch fehlt es an der Ware.

Nun braucht man nur schrittweise weiterzugehen von den Festspielen des Sommers hinein in die sogenannte Saison. Und da fahren sie denn wieder, die Schlafwagen mit den ambulanten Regisseuren, Sopranen und Tenören, und der Herr Generalintendant muß die Flugverbindungen für seine Stars besser im Kopf haben als den Spielplan, den er ohnehin nicht einhalten könnte, wenn er die Flugverbindungen nicht wüßte. Auch der alte Thespiskarren geht wieder auf die Walze, nur hat er sich unterdessen in reservierte F-Zug-Abteile oder Charterflugzeuge verwandelt. Mit ein paar klingenden Namen und viel Spreu wird von einer Stadthalle zur anderen die Provinz abgegrast, damit der Provinz nur ja recht gründlich der Geschmack an der Provinz vergeht. Aber gleich muß man wieder einhalten in dem düsteren Bild und fragen, warum denn eigentlich bei derart eminenten Verkehrsmöglichkeiten und millionenschweren Stadthallen nicht auch die Provinz Will Quadflieg oder Käthe Gold, Ewald Balser oder Paula Wessely sehen soll. Gewiß, sie soll, man gönnt es ihr, und sie zahlt es ja auch. Die Geschichte hat aber doch einen kleinen Haken und noch einen großen dazu. Die Menschen in der Provinz können nicht am nächsten Morgen aus der Provinz wieder abreisen wie Quadflieg oder die Wessely, sie müssen in der Provinz weiterleben, nur der Geschmack an der Provinz ist ihnen nun noch ein wenig fader geworden.

Das ist der kleine Haken an der Geschichte. Der große Haken betrifft die Kunst selbst. Es gibt nämlich keinen Will Quadflieg und keine Käthe Gold ohne

die Provinz. Dort sind sie künstlerisch herangewachsen. Ohne Provinz ist das deutsche Theater, um das man uns in aller Welt beneidet, undenkbar. Seine Quelle liegt in der Provinz. Wenn man aber nun mehr und mehr der Provinz die Provinz auszutreiben versucht, wird das deutsche Theater eines Tages tatsächlich undenkbar werden. Anzeichen dafür gibt es bereits heute in bedenklichem Maße. Wer heute als Kritiker irgendwo in der Provinz eine auffällige junge Begabung auf der Bühne sieht, verfällt unverzüglich in einen Gewissenskonflikt. Man hat als Kritiker große Freude an jungen Begabungen und möchte das auch in aller Öffentlichkeit sagen. Wehe jedoch, wenn man es sagt! Schon ist die junge Begabung aus dem nährenden Wurzelboden der Provinz herausgerissen, man sieht sie beim nächsten Fernsehspiel auf dem Bildschirm, hört sie im Rundfunk, sieht sie im Film . . . Und wer kann das eigentlich verantworten? Es sind knapp anderthalb Jahre verstrichen, seit Heinrich Georges hochbegabter Sohn Götz George in der Nebenrolle eines Films beträchtlich auffiel. Und nun suche man heute einmal nach einem neuen deutschen Film, dem nicht eine Rolle für Götz George einfiel! Geübte Augen freilich füllen sich schon jetzt mit Trauer, denn entweder nimmt Götz George noch ein paar Jahre „Provinz" auf sich, oder wir brauchen uns bald nicht mehr nach ihm umzusehen.

Ja, Provinz — woher nehmen und nicht stehlen? Da gibt es bei uns zwei ganz schlaue Provinzstädte, die voraussichtlich nicht ohne Nachfolger bleiben werden. Sie haben sich, da sie durch die Gunst des Wirtschaftswunders wohlhabend wurden, unter anderem auch ein Theater gebaut. Da steht es nun, das schöne, teure Stadttheater und wartet auf jene schmucken Namen, die einer Gastspieltruppe voranleuchten. Weder in der einen noch in der anderen Stadt denkt man daran, ein eigenes Theater zu betreiben. Der Spielplan, auf den man sogar abonnieren kann, wird rechtzeitig mit den Reiseplänen jener Gastspieltruppen abgestimmt, so daß denn die Leute dort ein ungleich prominenteres Theater zu sehen bekommen als ihre armen Vettern in weit größeren Provinzstädten, die sich die Bürde eines seßhaften Theaters aufluden. Die beiden Städte sind so gnädig, diese seßhaften Bühnen aus der Nachbarschaft gelegentlich einzuladen, wenn gerade keine prominenten Namen auf der Reiseroute liegen. So nascht man denn ganz munter an den Subventionen und der Kulturarbeit der größeren Nachbarstädte und läßt zwischendurch sein Theater einfach leerstehen, ein hohles Haus, sozusagen eine Theatergarage für vorbeifahrende Schauspieler. Man kann diesen Stadtvätern nicht einmal gram sein. Sie waren schlau genug, auf ihre ebenso listige wie letzthin billige Weise den ungeheuer anschwellenden Kulturbetrieb anzuzapfen, und würden vermutlich nicht einmal böse werden, wenn man sie deshalb als Kulturschmarotzer bezeichnete. Bedenklich wird die Affäre mit den hohlen Theaterbauten erst dann, wenn sie Schule macht, wenn man also eines Tages auf den Gedanken verfiele — und man verfiel bereits! —, in bestimmten Kulturlandschaften große, finanziell und künstlerisch besonders starke Schauspiel- und Opernbühnen zu etablieren, die dann mit ihrem hochgezüchteten Spielplan die umliegenden Stadttheater gastweise bespielen. Für einen solchen Plan lassen sich sehr einleuchtende Gründe anführen. Es würden erhebliche Summen an Subventionen eingespart, das künstlerische Niveau der Aufführungen könnte beträchtlich gesteigert werden, mit dem Erfolg, daß das Publikum in den umliegenden Provinzstädten ein Theater von großstädtischem

Format zu sehen bekäme ... Nur das deutsche Theater ginge dabei vor die Hunde, weil es seinen eigentlichen Nährboden verlöre. Wir hätten dann ein paar große Theaterfabriken, aber kein Theater mehr. In der Nachkriegsgeschichte des Theaters sind die sogenannten Broadway-Erfolge kaum von Belang, indessen immer mehr Dramatiker anderer Völker ihre Uraufführungen nach Deutschland oder nach Wien vergeben. Denn noch gibt es hierzulande einige unbeirrte Pflanzstätten der Theaterkultur mit Humus und Quellwasser. Wie lange noch?

Das Kunstwerk ist in Gefahr

Bei steigendem Kulturkonsum wird man Kultur fabrizieren müssen. Man fabriziert sie bereits. Das ist unausweichlich. Es wäre vergeudete Zeit, dagegen zu räsonnieren. Notwendig aber ist es, diese serienweise Fabrikation von Kultur endlich einzugestehen und auf Gegenkräfte zu sinnen, die der Fabrikation den Rohstoff sichern. Zweifellos kann man auf das synthetische Produkt ausweichen. Es fragt sich nur, ob das auf die Dauer wünschenswert wäre, denn eine synthetische Kultur hat zwangsläufig den synthetischen Menschen zur Folge. Damit meinen wir keineswegs jenen elektronischen Roboter, der bereits an einer amerikanischen Hochschule doziert und den Studenten anzeigt, ob sie die Zwischenfragen des künstlichen Dozenten richtig oder falsch beantwortet haben, sondern wir meinen jenen Menschen, dessen Kulturkonsum tatsächlich auf den bloßen Konsum beschränkt bleibt, der also durch kulturelle Darbietungen nicht mehr in dem gesamten Bereich seiner Existenz angesprochen wird. Das synthetische Kulturprodukt wird gemeinhin zur „Freizeitgestaltung" angeboten und in diesem Sinne denn auch verbraucht. Erst bei Goethe regten sich Bedenken hinsichtlich der möglichen Wirkungen eines Kunstwerkes auf das Publikum. Bis dahin herrschte in dieser Frage eine schöne, überdies sogar berechtigte Unbefangenheit. Es wäre allerdings sehr töricht, wenn wir diese beneidenswerte Unbefangenheit in unsere Tage der Kunstkonserve einfach übernehmen wollten. Die Art und Weise, wie man sich heutzutage in der Familie oder bei einer Abendgesellschaft den Salzburger „Don Giovanni" aus dem Radio oder die Matthäuspassion von der Langspielplatte anzuhören beliebt, ist oft genug glossiert worden. Es muß sich dabei nicht unbedingt um eine negative Art und Weise handeln. Immerhin ist sie möglich geworden, und das allein genügt, um dem unbefangenen Vertrauen auf die „existentielle" Wirkung einer Mozartoper oder einer antiken Tragödie im Fernsehen Abbruch zu tun. Damit aber sind wir nun bei den bereits bestehenden, mit Tag- und Nachtschichten arbeitenden Kulturfabriken angelangt, denen gegenüber der gesamte Festspielrummel einschließlich der nachfolgenden Saison geradezu harmlos erscheint.

In London wurde vor wenigen Monaten das sogenannte „Television Centre" des BBC in Betrieb genommen, ein riesiger Gebäudekomplex, in dem annähernd viertausend Menschen beschäftigt sind, um jährlich fünfzehnhundert Fernseh-Programmstunden zu produzieren. Diese Produktion, die etwa die Hälfte des englischen Fernsehprogramms ausmacht, entspricht umgerechnet der Produktion von eintausend abendfüllenden Spielfilmen. Man nimmt diese Produktionszahlen mit einigem Erstaunen zur Kennt-

nis, denn während wir vor dem Bildschirm sitzen, machen wir uns kaum Vorstellungen von diesem ungeheuren Moloch einer minutiös geplanten Kulturfabrikation, an der wir täglich partizipieren. Der Bau des „Television Centre" beruht auf zweifellos sehr vernünftigen Erwägungen, denn auch Autos und Kühlschränke fabriziert man ungleich billiger und sogar besser, wenn man die Fabrikation sämtlicher Teile in einem zentralen Werk zusammenfaßt. Wer freilich eine ungefähre Vorstellung von den mannigfachen Imponderabilien kultureller oder gar künstlerischer Tätigkeit hat, wird mit Schaudern an die Atmosphäre einer so ausgepichten Kulturfabrik denken. Unweigerlich wird diese Atmosphäre der Fabrikation sich in den kulturellen Darbietungen des Fernsehens niederschlagen und auf die passiven Konsumenten der Konfektion aus dem „Television-Centre" übertragen. Doch wäre auch hier jede Klage fehl am Platze. Der babylonische Turm der Kulturproduktion ist ein Faktum unsrer Zeit, das sich umso unausrottbarer in der Realität etablieren wird, je mehr Freizeit die Menschen gewinnen und daher auch entsprechend zunehmende Offerten kultureller Darbietungen erwarten. Das ist ihr gutes Recht, und man dürfte sich eigentlich über solche Erwartungen nur freuen.

Wenn dennoch nach Gegenkräften gerufen werden muß, so ganz gewiß nicht um irgendwelcher romantischer Ressentiments willen. Wahrscheinlich werden wir aber der drohenden Nivellierung nur dadurch entgehen können, daß wir uns endlich auf klare Rangunterscheidungen zwischen einer unerläßlichen Kulturfabrikation und der schöpferischen Kultur vergangener und gegenwärtiger Zeiten einlassen. Es ist verständlich genug, daß gerade die Kulturfabrikanten solche Rangunterschiede geflissentlich vertuschen. In einer Zeit, die auch sonst keinen Sinn für Rangunterschiede mehr aufbringt, kann man ihnen das nicht einmal übelnehmen. Bedenkt man jedoch, daß die Nivellierung, Abnutzung und Konfektionierung nicht nur den Kulturkonsumenten gefährdet, sondern das Kunstwerk selbst, das werdende zumal, aber längst doch auch das vorhandene Kunstwerk, dann wird man wie auf einen zweiten Bildungsweg, so auch auf einen zweiten Kulturweg sinnen müssen. Es sollte einmal sehr gründlich erörtert werden, was im Laufe der Zeit unter den Bergen meist mangelhafter Reproduktionen und Postkarten aus dem Phänomen van Gogh geworden ist, der sich aus der schrecklichen Heimsuchung der schöpferischen Kunst in einen Dekorationsmaler unserer neuzeitlichen Eigenheime verwandelt zu haben scheint. Derartige Erscheinungen gibt es heutigen Tages schon reichlich genug. Das Kunstwerk selbst ist in Gefahr.

Neue Rangunterscheidungen tun not

Bei derartigen Erwägungen pflegt man heute gerne auf den Slang von der Elite zurückzugreifen. Darin ist sicher etwas Richtiges gesehen, nur war auch hier schon der Mehltau der Nivellierung am Werk. Alle Welt redet von der Elite. Deshalb hat sie keine. Sicher wird man auf einem zweiten Kulturweg nach einer Auslese jener Menschen trachten sollen, die um schöpferischer Arbeit willen auf die lockenden Dividenden der Kulturfabriken verzichten wollen, weil ihnen am Rohstoff, nicht aber an der Massenproduktion gelegen ist. Aber wir können diesen Weg nicht bei der Auslese beginnen, denn vorerst hält unsere Zeit und

Gesellschaft keinen Raum bereit, in dem eine solche Auslese sich entfalten könnte. Aus sehr langer Erfahrung der menschlichen Kulturgeschichte wissen wir, daß es keine schöpferischen Kulturleistungen ohne die Möglichkeit ungestörter Muße, ohne das Refugium der Meditation, ohne einen Raum des Zuwartens gibt. Jene Menschen, die in einem „Television Centre" benötigt werden, sind ohne viele Schwierigkeiten zu haben und heranzubilden, denn es liegt ja geradezu in der Natur des heutigen Menschen, alles aus zweiter und dritter Hand zu haben. An Personalmangel werden daher unsere Kulturfabriken voraussichtlich nicht leiden. Es ist bezeichnend genug, daß einer der ganz wenigen Berufsstände ohne Nachwuchsmangel heute der Berufsstand des Journalisten ist, und mehr als bestenfalls Feuilleton wird ja nun einmal bei der Kulturproduktion nicht verlangt. Da nun aber die Kulturfabrikation die ohnehin nur spärlich noch vorhandene Substanz an schöpferischer Kunst bereits jetzt bis zur völligen Auslaugung um und um gekehrt und in endlosen Sendereihen feuilletonisiert hat, erhebt sich die Frage nach einem neuen Zuwachs an schöpferischer Substanz. Sie erhebt sich um so dringlicher, als ja heutzutage jeder frühe Schimmer einer möglichen schöpferischen Begabung unverzüglich von der Kulturfabrik aufgesogen und gegen unwiderstehliche Honorarangebote auf der allgemeinen Walzstraße der Kulturproduktion zu brauchbaren Blechen verflacht wird.

Dem höheren Niveau der kulturellen Erwartung beim Publikum entspricht ein bedenklicher Niveauverfall bei den schöpferischen Künsten. Das ist keineswegs so paradox, wie es zunächst klingt. Ein Publikum mit einigem Niveau seiner kulturellen Ansprüche kann nämlich dem schöpferischen Ereignis der Kunst unter Umständen weit hinderlicher werden als der kulturell unbescholtene Mensch, der sich dem Ereignis der Kunst viel unbefangener als Beschenkter öffnet. Mit nur geringer Übertreibung dürfte man heute sagen, daß die Kunst für einen ziemlich großen Kreis von Menschen „interessant" geworden ist. Seit sie aber interessant wurde, hat sie mehr und mehr aufgehört, schöpferische Kunst zu sein, denn nun ist sie sogar auch dem Künstler weithin nur noch interessant. Die Vorliebe für das künstlerische Experiment, das allzu rasch als Kunstwerk ausgegeben wird, ist ein bezeichnender Hinweis auf die unschöpferischen Komplikationen in den gegenwärtigen Künsten.

In einer Zeit, die gegen den allgemeinen Kulturverschleiß vorerst keine andere Opposition kennt als das esoterische Experiment oder die jeweilige Avantgarde, die doch nur die Verschleißware für morgen liefert, wird man notwendig zu neuen Rangunterscheidungen gelangen müssen. Danach wäre es zum Beispiel kaum rühmlich, mit einem Aufwand von mehr als zwanzig Millionen Mark ein neues Theaterhaus zu bauen, in dem dann nur mittelmäßig Theater gespielt wird. Rühmlich dagegen ist es, in einer kleinen Provinzstadt mit sehr bescheidenen Mitteln ein eigenes Theater zu bestreiten, dessen künstlerische Intensität (ohne Stars und Flugverbindungen) über die Grenzen der Bundesrepublik hinaus Widerhall gefunden und den größeren Bühnen schon manchen reich entwickelten Nachwuchs geliefert hat. Niemand will jenen beiden Städten ihre Theatergarage verargen. Dazu genügt freilich der wendige Vorsteher eines Reisebüros. Kulturarbeit von einigem Rang leistet dagegen die kleine Stadt Celle in ihrem Schloßtheater, das wir eben als rühmliches Beispiel erwähnten.

An einem ganz beliebigen Fall haben wir die Notwendigkeit von Rangunter-

scheidungen nur beiläufig zu demonstrieren versucht. Im unmittelbaren Bezirk der schöpferischen Kunst würden sich große Schwierigkeiten ergeben, wenn man ähnliche Beispiele demonstrieren wollte, zumal der Mangel an Rangunterscheidungen aufs engste mit unsrer gegenwärtigen gesellschaftlichen Struktur zusammenhängt. Wer Rangunterscheidungen postuliert, wird leicht eines Vergehens gegen die Demokratie und die freie Marktwirtschaft (auch auf dem kulturellen „Sektor"!) verdächtig. Darum muß das Postulat vorerst genügen, ein Postulat, das sich gerade die großen Kulturfabriken zu eigen machen sollten, denn sie können auf die Dauer den Rohstoff an schöpferischer Substanz nicht entbehren. Mit der Bereitstellung komplizierter und kostspieliger Apparaturen für modernistische Experimente ist es freilich nicht getan. Damit kompliziert man die Dinge nur noch schlimmer.

Eine Gefahr erkennen, heißt sie halb schon überwunden zu haben. Die Kulturfabrik ist unabwendbar, wenn auch höchst gefährlich. Deshalb werden wir nicht darum herumkommen, nach einem neuen Kulturbewußtsein zu trachten, in dem die unterschiedlichen Ränge, ja geradezu die Diskrepanz zwischen Kulturfabrikation und schöpferischer Kunst mit aller Konsequenz wieder bewußt werden.

Heinz Beckmann

Es tut uns not, ausdrücklich dessen versichert zu werden, daß manchen Erfahrungen, die uns mitten im Alltag zuteil werden mögen, mit Fug all das Rühmende zugesprochen werden muß, das seit je und zu Recht von der Kontemplation gesagt worden ist. Und auch darin bedürfen wir der Bestätigung, daß wir das Beglückende solcher Erfahrungen als das verstehen und annehmen dürfen, was es in Wahrheit ist: als Vorahnung und Beginn der vollkommenen Freude.

Vor allem gibt es eine kontemplative Weise, die Dinge der Schöpfung zu sehen. Ich meine die sinnfälligen Dinge und das Sehen mit den Augen; aber auch das Hören, das Riechen und Schmecken, jede Art der Erfassung, vor allem freilich das Sehen.

Wer nach heftigem Durste endlich trinkt und dann, indem er die Erquickung spürt bis in die Eingeweide, denkt und sagt: welch eine glorreiche Sache ist frisches Wasser! — der hat, ob er es weiß oder nicht, schon einen Schritt getan auf jenes „Sehen des Geliebten" hin, worin die Kontemplation besteht. Wie herrlich ist Wasser, Rose, Baum, Apfel, Menschenantlitz! — so etwas pflegt wachen Herzens nicht gesagt zu werden, ohne daß darin ein Gran von einer Zustimmung wäre, die über das zunächst Gemeinte und Gepriesene hinausgreift und den Ursprung der Welt berührt . . .

Aus solcherart Kontemplation angesichts der geschaffenen Welt speist sich unaufhörlich alle wahre Dichtung und jede wirkliche Kunst, deren Wesen es ist, Preisung und Lobgesang zu sein, über alle Klage hinaus. Und niemand, der dieser Kontemplation nicht fähig ist, vermag Dichtung auf dichterische Weise, das heißt, auf die allein sinnvolle Weise, zu erfassen. Die Unentbehrlichkeit der musischen Künste, ihre Lebensnotwendigkeit für den Menschen besteht vor allem hierin: daß durch sie die Kontemplation der Schöpfung unvergessen und in Gang bleibe.

Josef Pieper

Ich bin der Herr, dein Gott

Es gibt aus dieser Welt kein Begegnen, das letzte Tiefen meines Alleinseins ausräumen könnte. Was ich aus mir selber rede und was mir aus der Welt gesagt wird, kommt aus der gleichen Unerlöstheit und macht die Traurigkeit schmerzvoller, bewußter. — Dem bei den Worten der Welt einsam Bleibenden begegnet hier nun das unvergleichbar andere Wort: Ich bin dein Gott (2. Mose 20,2). Den unter seinesgleichen Verlassenen spricht der schlechthin Andere an. Und jedes Wort, das er spricht — Ich — Dein Gott —, reicht vom Himmel bis zur Erde und gibt der Welt ein neues Fundament.

Dieser Zuspruch wird zugeeignet, indem ich ihm nachhöre und mein Vertrauen an ihn wage. Und in solchem Hören beginne ich zu begreifen, wie ich verwandelt werde und wie nun auch die Begegnungen in der Welt ein neues Wesen bekommen. So lernen wir, Vater und Mutter, Bruder und Schwester, Gatte und Gattin, Freundin, Freund, Gefährte zu werden und auf das Gegenüber zu hören. Denn so wie ich sind alle anderen auch gemeint. Der Gott, der mich anredet, ist auch der Herr meines Nächsten. Dieser Gott ist Herr für die, die wir lieben, und für die, vor denen wir Angst haben. Beides, Befreiung zur Liebe und Gericht haben bei diesem ersten Gebot ihren Ursprung.

Aber es geschieht noch mehr. Wenn ich diesem Gott glaube, daß er ist, was er sagt, erkenne ich Ordnung, wo Chaos zu sein schien, erfahre ich Vollständigkeit, totale Zugehörigkeit, Ganzheit, erkenne ich die umfassende Fülle, der ich entgegengeträumt habe. Die Geborgenheit, in der sich der Glaubende findet, gibt sich gleichsam in ihrer kosmischen Dimension zu erkennen. „Der Herr — dein Gott" — da wird ja nicht einfach zweimal das gleiche gesagt. Das heißt vielmehr: Ich, der ich der Herr bin, bin auch *dein* Gott! Der Schöpfer Himmels und der Erden offenbart sich mir als persönliches Gegenüber. Ich werde im Gesamtplan der Schöpfung bedeutsam. Und indem ich das erkenne und weiß, daß ich in der Welt, in der dieses Herrsein gilt, einen Fluchtpunkt — Flucht-Punkt — habe, begreife ich, daß mein Existieren nicht sinnlos ist.

Solches Existieren wird aber von *einer* Versuchung bedroht. Das ist die Anfechtung, andere Götter neben dem haben zu wollen, außer dem kein Gott ist; die Anfechtung, mein Vertrauen aufzuspalten. Ich bin versucht, Gott nicht wirklich *meinen* Gott, ganz und gar meinen Gott sein zu lassen. Der Gott meiner Seele — ja. Der Gott meines Sonntags — ja. Der Gott meines guten Wollens — ja. Der Gott meines besseren Ich — ja. Aber welche Götter habe ich am Alltag, welche Götter hat mein Leib und welchen Göttern folge ich, wenn mein Wollen böse ist? Weiß ich immer, daß ich durch die Aufspaltung meines Vertrauens den ganzen Gott verliere und mich selber ganz dazu? Nur indem ich mich ganz und ungeteilt hingebe, kann ich mich ganz gewinnen.

Eberhard le Coutre

KARL AUGUST HORST

Ein Lehrmeister europäischer Bildung

Erinnerungen an Ernst Robert Curtius

Von einem großen Lehrer zu erzählen, ist immer beglückend. Und zwar besteht die Größe einiger Menschen darin, auch das anscheinend Zufällige so zu durchdringen, daß es in die Regelmäßigkeit geistiger Dinge eingeht. Regelmäßig ist, was sich durch Wiederholung bestätigt. Die erste Begegnung mit einem großen Menschen setzt einen Anfang, den wir auf den vielerlei Stufen, die wir danach überschreiten, in gewandelter Form, aber unverkennbar wiederfinden, denn Erkennen heißt Wiedererkennen. Die Stufen bezeichnen den Weg unserer persönlichen Bildung. Der Lehrer, der am Anfang steht, wirkt in unserer Bildung als lebendiges Prinzip fort. „Principium" heißt ja sowohl „Anfang" als auch „bestimmender Grundsatz".

Die Geschichte meiner ersten Begegnung mit Ernst Robert Curtius wäre nicht des Erzählens wert, böte sie nicht Gelegenheit, mit zwei Wesenszügen dieses außerordentlichen Mannes bekanntzumachen. Ich hatte in Göttingen mein Staatsexamen abgelegt und war im Zweifel, welche Universität ich beziehen sollte, um meine Promotion vorzubereiten. Es war das Jahr 36, drei Jahre nach der Machtergreifung und drei Jahre vor Ausbruch des Krieges. Mein Fach, die Romanistik, der ich mich fast ausschließlich zugewendet hatte, war politisch leidlich ungefährdet. Allenfalls kam es zu Grenzstreitigkeiten um die keltischen Sagenstoffe, die der Altgermanist im Namen Wolframs von Eschenbach annektieren wollte, ein Ansinnen, das der Romanist mit den Finessen philologischer Kabinettspolitik befehdete. Zwar war ich Anhänger des Chrétien von Troyes, aber nicht er führte mich nach Bonn zu Ernst Robert Curtius, sondern Marcel Proust, in dessen vielbändigem Roman ich ein halbes Jahr buchstäblich versank. Als ich den Essai über Marcel Proust von Curtius gelesen hatte, war ich bereits im Geist sein Schüler. Es kam nur noch darauf an, ihn in persona zu finden. Ich lebte in der Vorstellung, die in jener Zeit nicht ganz abwegig war, daß es einen Geist wie ihn an einer deutschen Hochschule nicht mehr geben könne. Ich vermutete ihn in Fribourg in der Schweiz oder in Genf. Zu meinem Erstaunen fand ich ihn im Vorlesungsverzeichnis der Rheinischen Friedrich-Wilhelm-Universität in Bonn mit Kollegs und Übungen vertreten.

Meine Erwartungen waren hochgespannt. Zum Sommersemester 1937 fand ich mich in Bonn ein und nahm die erste Gelegenheit wahr, den Meister in einer Vorlesung zu hören. Sie fand in einem großen Saal mit ansteigenden Bankreihen statt, von denen nur die drei vordersten besetzt waren. Ich muß aus irgendeinem Grund zu spät gekommen sein: die Vorlesung war bereits im

Gange und machte einen derart intimen Eindruck, daß ich mich nicht nach vorne getraute, sondern weit im Hintergrund Platz nahm. Der Gelehrte, den ich hier zum ersten Male sah, wanderte mit seinem weichen seltsam rollenden Gang hinter dem Katheder auf und ab, seine Arme beschrieben runde, formende Gesten, seine Blicke schlüpften unter der Brille hervor halb schräg ins Auditorium und belauerten die einigermaßen trägen Reaktionen der Hörer. Der Mund war ausdrucksvoll und beim Sprechen ein wenig vorgewölbt, die Hautfarbe bräunlich, die Gesamterscheinung sprach von vitaler Intelligenz. Plötzlich war er mitten im Saal und stellte, nach links und rechts gewandt, ein Verhör an, das die komplizierten Verwandtschaftsverhältnisse der griechischen Götterfamilie zum Gegenstand hatte. Der Anknüpfungspunkt war Molières „Amphitryon". Nachdem Curtius mit peinlicher Genauigkeit die Liebschaften des wolkensammelnden Zeus durchgegangen war, stellte er die listige Frage, wenn Herakles ein Sohn des Zeus gewesen sei — wie denn seine Mutter geheißen habe. Ich saß zwar ganz allein sehr weit hinten im Saal, aber ich fühlte mich aufgerufen und sagte mit erhobener Stimme, als wäre es mein eigener Name: „Alkmene". Curtius fing den Ruf mit leicht angehobenem Ohr auf; er legte sogar eine Hand hinter die Ohrmuschel und verzog das Gesicht, als traue er der Sache nicht recht. Dann setzte er sich zu meinem Schrecken in Bewegung und stieg gemächlich die Stufen hinauf, bis zu der Bank, in der ich saß. Ich konnte nicht umhin aufzustehen, nachdem ich Alkmene gerufen hatte. Curtius sah mich mit seinen blanken Augen durch die Brille an. Ihr Braun strahlte eine starke Wärme aus. In leicht knurrendem Ton fragte er: „Sie wissen das ganz genau?" Ich gab es gewissermaßen noch einmal zu Protokoll, worauf er kurz nickte, sich umdrehte und zwischen den Bänken hinunterstieg, wobei er jeder im Vorbeigehen einen kleinen ermunternden Schlag versetzte.

Dies war meine erste Begegnung mit Curtius. Einesteils war ich ein bißchen enttäuscht, weil ich mir seine Vorlesung großartiger vorgestellt hatte, funkelnd von Ideen und Ausblicken, an denen gemessen der Verwandtschaftsgrad griechischer Heroen zur Bedeutungslosigkeit herabsank. Anderseits aber — und das wog nicht gering — war ich befriedigt, weil ich ein kleines Stückchen Wissen an den Mann gebracht hatte, und zwar an diesen großen Mann, der über Proust und James Joyce, über Paul Valéry und André Gide geschrieben hatte, der das Riesenphänomen Balzac gleichsam aus der Idee nachkonstruiert hatte — dieser Mann war zu mir heraufgestiegen und hatte mich ohne Spott gefragt, ob ich die Abkunft des Herakles für gesichert halte.

Zunächst empfand ich einen Widerspruch. Ich fühlte mich mystifiziert und auf unbestimmte Weise fasziniert. Später lernte ich einsehen, daß gar kein Widerspruch vorlag. Es war vielmehr so, daß Curtius jeden geistigen Schritt, jedes Mosaiksteinchen gesicherten Wissens voll und ganz ernst nahm, daß aber die Fülle dieser einzelnen Teilchen in seinem Geist von einer ungeheuren Intensität, einer vitalen Spannung geordnet und zusammengehalten wurde. Deshalb war sein Ärger groß, wenn Studenten — und namentlich Studentin-

nen —, die sich in verschwommener Weise von den bloßen Konturen eines Werks — von Namen wie Gide und Charles-Louis Philippe — angezogen fühlten, im Seminar erschienen und mit einem müden Augenaufschlag die „Faux-Monnayeurs" oder „Ubu de Montparnasse" zur Lektüre erbaten. Er wäre bereit gewesen zu leugnen, daß er über die gefragten Autoren und ihre Werke je geschrieben habe, was ihm nicht einmal schwer gefallen wäre, da die Bücher, die er geschrieben hatte, weder in der Seminarbibliothek noch in seiner Privatbibliothek aufzutreiben waren, sondern in einem verschlossenen Fach aufbewahrt wurden. Er erließ ein striktes Verbot, die „Verliese des Vatikans" oder selbst die „Enfantines" von Valery Larbaud an jüngere Semester auszuleihen. Sie sollten Corneille lesen, La Fontaine, allenfalls Prosper Mérimée.

Der Umfang seines eigenen Wissens verführte ihn nie dazu, das geistige Niveau jedes einzelnen seiner Schüler zu überschätzen. So überwachte er zum Beispiel genau die Quote, nach der ihr französischer Wortschatz zunahm, und prüfte den Stand ihres Wortkapitals. Ich hatte erwartet, einem geistvollen Essayisten zu begegnen, und fand einen strengen, fast pedantischen Lehrer, der den Namen Alkmene so wichtig nahm wie den Vornamen der Herzogin von Guermantes „Oriane", den er später in dem bekanntesten spanischen Ritterroman, dem „Amadís de Gaula", zu seiner Freude wiederentdeckte.

Auf Grund eines bloßen Namens, eines Zufallskörnchens Wissen war ich mit Curtius in Kontakt getreten, und alsbald fühlte ich mich in ein Spannungsfeld versetzt, das Wissen zu einer erregenden Tatsache werden ließ. „Es steht alles irgendwo — man muß es nur zu finden wissen", war einer seiner Lieblingsaussprüche. Er lächelte über die starren Konventionen der Spezialisten und bediente sich ungescheut des Konversationslexikons, wenn er sich über ein Thema vorläufig orientieren wollte. „Die Leute wissen gar nicht, was alles in dem guten Brockhaus drin steht", pflegte er listig zu sagen. Er brachte seinen Schülern zu allererst bei, wie man ein Wörterbuch benutzt, wie man vorgehen muß, um an die Spezialliteratur heranzukommen, wie man die Technik wissenschaftlichen Arbeitens erwirbt. Und zwar schonte er dabei unsere Beine keineswegs. In seinen Seminarübungen ging es zu wie in einem Taubenschlag. Der Student, der mit einem schön ausgearbeiteten Referat am Tisch Platz genommen hatte und sich anschickte, es mit einer gewissen Feierlichkeit vorzutragen, wurde schon im ersten Satz unterbrochen. Ein Wort, von dem er zu wissen gemeint hatte, was es bedeute, wurde ihm zum Verhängnis. Das vermeintliche Wissen wurde unbarmherzig demaskiert. Damit er sich besseres Wissen hole, wurde er ausgeschickt, das einschlägige Wörterbuch, den „Littré" oder eine Enzyklopädie zu holen. Während seiner Abwesenheit nahm das Verhör seinen Fortgang. Ein zweiter wurde mit Botendiensten betraut, ein Dritter. Wenn der erste zurückkam, mußte er aus dem Wörterbuch die betreffende Stelle vorlesen. Ein neues Fiasko. Es stellte sich heraus, daß er nicht einmal die lexikographischen Abkürzungen kannte. Ein Abgrund von Unwissenheit tat sich auf, über den der Meister klagend die Hände zusammenschlug. Unwissenheit,

pflegte er zu sagen, sei ein Schmetterling. Kaum berührt, sei der Schmelz unwiederbringlich dahin. Er schonte nicht den Schmelz der Unwissenheit. Und doch hatte er für ihren Charme ein Faible. Der jungfräuliche Geist reizte ihn mehr als der studiersam abgeplagte. Es bereitete ihm Genuß, Vergilverse von jungen Lippen zu hören. Und er stöhnte unmutig über den Fleiß, der die Blüten der Literatur stumpf und welk macht. „Wir müssen das Marschgepäck verringern", sagte er nach dem Krieg energisch. Und er machte bei sich den Anfang, indem er seine Privatbibliothek auf das Notwendigste reduzierte.

Gewissenhaftigkeit bedeutete ihm mehr als Fleiß. Die Liebe kann auch gewissenhaft sein, indem sie ihrem Gegenstand die Fragen und Antworten von den Augen absieht, während der Fleiß den Blick auf das Pensum gesenkt hält.

In meinem Verhältnis zu Curtius herrschte eine doppelte Tendenz, die ich für so bezeichnend halte, daß ich dazu gekommen bin, sie als eine Polarität in sein Wesen hineinzuverlegen. Wie weit ich damit im Recht bin, kann ich nicht beurteilen, weil sich nach dieser Polarität meine eigene Bildung geformt hat.

Als ich 1937 Schüler und Doktorand von Curtius wurde, hatte es den Anschein, als wiche der Mann, dessentwegen ich die Reise nach Bonn angetreten hatte, immer weiter vor mir zurück. Als ich nach dem Krieg, im Jahr 1945, sein Assistent wurde, kam mir dieser bislang verborgene Curtius immer näher.

Wer damit beschäftigt ist, einen Bau aufzurichten, sieht Teilstücke einer Ordnung, die ihm als Gesamtansicht entzogen bleibt. Erst wenn der Bau, mag dieser noch so bescheiden sein, fertig ist, nimmt man seine Verhältnisse im Raum, die Spannungswerte in der Beziehung der einzelnen Teile zueinander wahr, sieht man, was ihm zur Ergänzung fehlt und was ihn rhythmisch fortsetzt.

Die Arbeit, die der Student bei Curtius zu leisten hatte und bei der er ihm als Vorbild voranging, ist mit der Arbeit an einem Bau sehr wohl zu vergleichen. Die Bauelemente mußten gesammelt, kritisch bearbeitet und richtig zusammengefügt werden. Das Sammeln bestand in Lesen, die kritische Bearbeitung erfolgte nach bewährter philologischer Methode; das richtige Zusammenfügen setzte Bekanntschaft mit wissenschaftlicher Systematik voraus. Innerhalb dieses pädagogischen Aufbaus kam es nirgends zu Lücken oder blinden Stellen. Der Schüler von Curtius gewöhnte sich auf Lebenszeit gewisse verschwommene Hilfsbegriffe ab, die an der literarischen Materie keine Bewährung finden. Oder wenn er sie je gebraucht, so mit schlechtem Gewissen. Zum Beispiel war der Begriff „Strömungen" bei Curtius streng verpönt, ein Begriff, der gerade zu meiner Zeit in den Nachbarfakultäten florierte. Auch an einen „*Herbst* des Mittelalters" glaubte er nicht. Curtius war ein auf Eindrücke gespannter Leser. Bei Henry James fand ich die Bemerkung, daß der Wert eines Kunstwerks in direktem Verhältnis zu der Intensität stehe, mit der der Künstler Eindrücke von Leben aufnehme. Ich möchte behaupten, daß nach

Curtius der Wert eines Kritikers in direktem Verhältnis zu der Intensität seines Eindrucks bei der Lektüre stand. Ein intensiver Leser war Friedrich Schlegel, der für die Kritik die Forderung aufstellte, sie müsse ein Werk mimisch durchspielen. Zugleich aber war Schlegel Philosoph und sein Leben lang bemüht, ein System der Literatur aufzustellen. Friedrich Schlegel ist hier zu nennen, weil Curtius ihn in der doppelten Eigenschaft des intensiven kritischen Lesers und des philosophischen Systematikers als seinen Ahnherren empfunden hat, wovon sein Essai „Friedrich Schlegel und Frankreich" zeugt, und weil er noch in der Rede bei der Entgegennahme des Lessingpreises der Stadt Hamburg im Jahre 1950 auf ihn als das große Beispiel ohne Folgen hingewiesen hat. Es heißt dort zum Schluß: „Polemisch wird die literarische Kritik sein müssen, wenn Scheingrößen den Tag beherrschen, wenn geistige Moden an die Stelle des Ruhmes treten; wenn politische Konjunktur das Urteil bestimmt; wenn die Pfuscher der Kritik den Pfuschern der Literatur Weihrauch spenden. Aber die Kritik hat noch andere und höhere Aufgaben. Wenn die Nation große Autoren hervorbringt, wenn gar ihr geistiges Leben in eine Blütezeit eintritt, dann hat die Kritik die hohe Sendung, den Gewinn zu buchen, zu sichten, zu deuten und in ein System zu bringen. Eben dies tat Friedrich Schlegel, als er Lessing neu würdigte."

Curtius pflegte in Büchern auf der letzten Seite die Stellen zu verzeichnen, bei denen ihm irgendetwas aufgefallen war. Systematische Gesichtspunkte spielten dabei keine Rolle. Es mochte sich um einen Namen, einen mundartlichen Ausdruck, eine antiquierte Sprachwendung oder eine Redefigur handeln. Der Fund wurde mit einem Stichwort dingfest gemacht. Dann setzte die philologische Analyse ein. Da auch Curiosa eine gewisse Periodizität haben, sofern man genügend weite Zeiträume unter Beobachtung nimmt, galt es, für das Einzelphänomen eine Bestätigung zu finden und so aus einer unregelmäßigen Größe eine regelmäßige zu machen. Das gelang nicht immer auf Anhieb. Das Phänomen wurde als ein Datum im Gedächtnis gespeichert, bis sich — oft erst nach Jahren — ein ähnliches fand. Zum Beispiel tauchte der Vorname der Herzogin von Guermantes unvermutet während der Lektüre des Amadis-Romans auf. Zwei Punkte waren somit gefunden, die durch eine Linie verbunden werden konnten. Curtius hat diese Methode in der Einleitung zu seinem Hauptwerk „Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter" eingehend geschildert.

Begreiflicherweise nahm den jungen Studenten weit mehr als die Methode, die ihn mühsam und pedantisch dünkte, die Intensität der Gesamtleistung gefangen, wiewohl die Methode deren unabdingbare Voraussetzung war. Wenn wir uns einem Gebirgszug nähern, sind wir zunächst ganz Auge für die gespannten Linien, mit denen er sich vom Horizont abhebt. Erst wenn wir ganz nahe sind, achten wir auf die lückenlose Struktur des Gebirgsstocks. Es erging dem Curtius-Schüler nicht selten so, daß er den großen Mann aus der Ferne besser verstanden zu haben glaubte, als wenn er unter seiner Leitung im

Seminar arbeitete. Der Eindruck war nicht einmal falsch, denn es waren Naturen von außerordentlicher Bewältigungskraft, zu denen sich Curtius am stärksten hingezogen fühlte. Es war Balzac, den er sein ganzes Leben hindurch las und bewunderte; es war Marcel Proust, von dem er in späten Jahren im letzten Aufsatz seines Büchertagebuchs gesagt hat:

„Prousts Werk birgt die substanziellste schöpferische Kraft, die Frankreich seit Balzac hervorgebracht hat. In unerschöpflicher Fülle strömen Leben und Geist, Trauer und Lust, Güte und Humor aus seinen Büchern. Die Suche nach der verlorenen Zeit — schon dieser eine Gedanke bezeugt seine Genialität der Konzeption, die auch die gerühmtesten Leistungen des modernen Romans weit überbietet. Die Bücher von Joyce wirken daneben wie gequälte Experimente eines kalten Artisten, die Romane von Gide wie geistvolle divertimenti, die in erster Linie durch die Persönlichkeit des Autors fesseln — wie Essays von Montaigne ... Valérys Poesie und Prosa sind hinreißend und einzig durch ganz andere, aber ebenso seltene Vorzüge: äußerste Konzentriertheit des Denkspiels, kristallinische Form, die ein Minimum von Wirklichkeitsgehalt zu einem Maximum geistiger Strahlkraft emporführt; Quintessenz dreier großer Jahrhunderte Frankreichs, magische Verführung der Intelligenz, die über dem Nichts schwebt."

In dieser späten Überschau figurieren jene Werte an erster Stelle, die Curtius selber am eindeutigsten vertreten hat: Intensität des Lebensgefühls und Konzentriertheit des Denkens. Alles, was Kälte ausströmte, flößte ihm Mißtrauen ein, schien ihm nicht zu lebendiger Dauer befähigt. So fühlte er sich von Gustave Flaubert bald angezogen, bald abgestoßen. Er bewunderte seine künstlerische Willenskraft, seinen energischen gehämmerten Stil und hätte keinem Studenten erlaubt, an den „Trois Contes" oder an der „Tentation de Saint-Antoine" vorbeizugehen. Aber er war mißtrauisch gegen das Laboriöse, das ihm ein Symptom für verdünnte künstlerische Lebenskraft, für Kälte und Erstarrung zu sein schien. Das rechte Maß fand er in Goethe, an dem er bei klarer und schlichter Sprache das hintergründig Verhangene mancher Gedichte bewunderte. Güte, Humor und menschliche Wärme rundeten, so schien ihm, das Kunstwerk erst zur Vollkommenheit ab. Es war die Kälte, die ihm in dem letzten Werk von Joyce — Finnegans Wake —, das er mit philologischer Gründlichkeit zu lesen und zu interpretieren verstand, im tiefsten widerstrebte.

Wenn ich im Krieg eine oder zwei Urlaubswochen in Deutschland verbrachte, pflegte ich den „Meister" zu besuchen. Ich erinnere mich an einen Abend im Spätsommer. Wir waren mit dem Fährboot ans gegenüberliegende Rheinufer gefahren, das er wegen seiner fast dörflichen Stille schätzte, und gingen unter den Bäumen der breiten Ufer-Allee zur Brücke, während sich der Himmel hinter dem gedrungenen Turm des Bonner Münsters weingelb färbte. Man spürte: es waren die letzten milden Tage des Jahres. Aus dieser Stimmung heraus sagte Curtius nach einem längeren Schweigen mit sonorem, tief aus der Brust geschöpften Ton die Verse Baudelaires:

Bientôt nous plongerons dans les froides ténèbres;
Adieu, vive clarté de nos étés trop courts!
J'entends déjà tomber avec des chocs funèbres
Le bois retentissant sur le pavé des cours.

Er war ein Mensch des Sommers und der höchsten Strahlkraft. Für die schüchternen Reize des deutschen Frühlings war er nicht sehr empfänglich. Als ich ihn einmal zur Vorlesung begleitete — an einem sonnigen Vormittag im März — und ihm im aufgebrochenen Beet hinter dem Gartenzaun, an dem wir vorbeigingen, die ersten Schneeglöckchen zeigte, bewegte er geniert und ein wenig verärgert die Schulter, als hätte ich ihm von einem gewiß achtbaren, aber doch bescheidenen Talent gesprochen: „Ja, ja — ich weiß —", sagte er: „die Schneeglöckchen — les perce-neiges: man macht viel davon her. Aber ich kann den Schnee nun einmal nicht leiden." Er beneidete mich fast, als ich ihm im Krieg von einer einsamen Bergstation auf Kreta, wo wir ziemlich untätig am Funkgerät saßen, Briefe schrieb, und schickte mir, als ich ihn um Lektüre bat, die „Carmina" des Tibull. Da las ich denn mitten im Krieg die schmerzliche Klage des sanften Dichters:

Quis fuit, horrendos primus qui protulit enses?
quam ferus et vere ferreus ille fuit!

Curtius liebte das Elegische auch da, wo der Dichter über keine große Breite verfügte. Er gab nebst der griechischen Lyrik und der Lyrik der römischen Kaiserzeit der englischen und deutschen den Vorzug. Aber er liebte nicht das Haushälterische, Züchtige und Brave. Wenn jemand den Namen Adalbert Stifter nannte, konnte er gewiß sein zu hören: „Stifter werde ich in meinem Leben nie lesen." Dafür war ihm Jean Paul umso mehr ans Herz gewachsen. Güte, Humor und quellende Phantasie- und Sprachkraft fand er bei ihm wie bei Marcel Proust vereinigt. Die fast jungfräuliche Seele des Walt in den „Flegeljahren" entzückte ihn. In diesem Zusammenhang und um das Bild abzurunden, ist zu erwähnen, daß er dem psychologischen Roman im ganzen abhold war. Er schätzte Balzac höher als Stendhal. Die Namen Paul Bourget und Emile Zola habe ich meines Wissens nie von ihm gehört. Die Russen zählte er nicht zu den psychologischen Romanciers. Er bewunderte aufs höchste eine alte Dame, die noch mit siebenzig Jahren Russisch gelernt hatte, und hielt es nicht für ausgeschlossen, daß er eines Tages ihrem Beispiel folgen würde. Die Psychologie im Roman schmeckte ihm nicht: er schien sie bereits als eine Entkräftung der Phantasie zu empfinden: dagegen mit welcher Lust und welchem Behagen las und interpretierte er die „Celestina".

In Seminarübungen nach dem Krieg, als die Bücherei in mehreren Luftschutzbunkern der Stadt zu Haufen gestapelt lag, die Seminarräume ein wüstes Durcheinander von Schutt und angekohltem Gebälk waren, als in den Bänken junge Studenten saßen, denen der leere Magen knurrte, hielt Curtius jene Vorlesungen, die sich mir am stärksten eingeprägt haben. Er stand nicht auf dem

Katheder, sondern forderte den Studenten, der zu äußerst in der Bankreihe saß, mit einer Handbewegung auf einzurücken, nahm auf dem Pultdeckel Platz, schlug das Buch auf und fing gemächlich an, einen Text zu lesen oder zu interpretieren. Der wissenschaftliche Betrieb einer großen Universität mit Seminaren, Assistenten, Instituten, bürokratischem und technischen Apparat war hier wie mit einem Zauberschlag auf die Urzelle des Studiums zurückgegangen. Der Lehrer saß unter seinen Studenten nicht anders als der gelehrte Mönch im Kreuzgang des zerstörten Klosters unter seinen Alumnen und Adepten. Der Vorgang des Lesens wurde zum eigentlichen Inhalt der Vorlesung. Es hat mich eigenartig berührt, daß auch Ortega y Gasset in seinen letzten Jahren das Lesen zum Gegenstand seiner Betrachtungen gemacht hat — in jenem Kommentar zum „Gastmahl" des Platon, der sich ebenso reich verzweigt und nach allen Seiten ins Dickicht der geistigen Wirklichkeit eindringt wie der mündliche Kommentar, den Curtius an drei, vier Zeilen eines Textes knüpfte. In diesen Stunden war der Unterschied zwischen Lehrer und Schüler äußerlich aufgehoben. Curtius ließ sich vorübersetzen und machte kein Hehl aus seiner freudigen Überraschung, wenn dem Schüler eine glückliche Wendung gelang, auf die er selber im Augenblick nicht verfallen wäre.

Ich muß bekennen, daß ich erst in diesen Vorlesungen den ganzen Curtius wiederfand: den genießerischen Leser und den strengen Systematiker, den spürsinnigen Künstler und den unbestechlichen Gesetzgeber. Das gespannte, manchmal zwiespältige und in Perioden schöpferischer Leistung innig zusammengeschlossene Ineinander und Zueinander beider Seiten seines Wesens fand ich in einem rührenden Zeugnis gespiegelt. Im Hausgang der Wohnung, die Curtius in Bonn innehatte und in die nach dem Krieg das Seminar vorübergehend verlegt wurde, da die Räume in der Universität zerstört waren, hing eine gerahmte Bleistiftzeichnung. Sie stellte die Vorderansicht eines elsässischen Hauses dar und war mit unverkennbarem Talent und Geschick angelegt, wirkte jedoch zugleich kindlich durch die minutiöse Sorgfalt im Detail. So war auf dem Dach jeder einzelne Ziegel mit einem winzigen scharf gezogenen Kringel angegeben. Das zierlich und liebevoll gemalte Haus hatte Curtius vor Augen gehabt, wenn er sich in Straßburg im Hause seiner Eltern ans Fenster seines Studierzimmers begab, in dem er, wie er mir erzählte, an manchem Abend den jungen Albert Schweitzer bei sich zu Gast hatte. Er war selber noch ein Schüler gewesen, als er das Bild gezeichnet hatte, und erwähnte später gelegentlich seine künstlerischen Zweifel bei der Anfertigung, da er es für unerlaubt gehalten hätte, die Anzahl der Dachziegel zu verändern. Daß die Gesamtwirkung unter diesen Skrupeln litt, mußte der Genauigkeit und der Wahrheit zuliebe in Kauf genommen werden.

Dieser Zug ist bezeichnend. Die Wirklichkeit bildete für Curtius einen durchgängigen Zusammenhang. Wer über sie hinweg phantasierte, betrog sich über ihren Reichtum und ihr Geheimnis. Auch in diesem Punkt hielt er es mit Goethes Wahlspruch: Die Phänomene sind die Lehre. Doch bedarf es schöpferischer

Intensität, die kritisch festgestellten Teile und Teilchen wieder in ein Ganzes zu fügen. So machte er es seinen Schülern zur Pflicht, sich beim Lesen auf immer größere Abschnitte zu trainieren und es etwa dahin zu bringen, Vergils „Aeneis" innerhalb einer Woche bewältigen zu können. Auf Grund dieser doppelten Tendenz: der Liebe zur Genauigkeit im Detail und der intensiven Leistungskraft gehörte die Bewunderung dieses sensiblen und vitalen Menschen vornehmlich jenen Werken, in denen beides gelungen war: einen universalen Reichtum an feststellbarem Wissen so zu integrieren, daß wiederum ein Ganzes, eine geisterzeugte Welt daraus wurde. Die poetische Integration Hugo von Hofmannsthals, in dessen Werk das antike Drama, Calderons Autos Sacramentales, die Komödie von Goldoni und Molière, die Märchenoper von Raimund und das französische Gesellschaftsstück lebendig versammelt sind, galt Curtius nebst dem willensstarken poetischen Schöpfertum Stefan Georges, aber ihm an Sensibilität überlegen, als der Höhepunkt deutschen Dichtens in seiner Zeit. In der Philosophie stand Max Scheler für ihn auf gleicher Höhe, da in seinem Werk ein ungeheures Material an tatsächlichem Wissen in die geniale Konzeption eines persönlich und eigenwillig geprägten Geistes eingeht. Der Eindruck von Wirklichkeit und die Intensität kraftvoller, willensstarker Bewältigung waren schon in dem Buch „Die literarischen Wegbereiter des neuen Frankreich" von 1918 die beiden Pole, die in der Bewertung einer künstlerischen Leistung obenan standen. Paul Claudel, André Gide, Charles Péguy, Romain Rolland, André Suarès lauteten die Namen. Die Einleitung beginnt mit den Worten: „Das Leben des Geistes verläuft in der Spannung zwischen schöpferischen und verarbeitenden Epochen." Dieser *eine* Satz läßt sich auf dreifache Weise auslegen. Er enthält ein philosophisches Bekenntnis: nämlich daß der Geist ein Lebensphänomen ist, worin sich Curtius mit Ortega traf. Er enthält eine Geschichtsanschauung, die von Goethes Polarität zwischen Systole und Diastole, zwischen Einatmen und Ausatmen bestimmt ist. Und er enthält eine pädagogische Anweisung, die nicht so klar zutage liegt und auf die ich deshalb eingehen will.

Curtius richtete namentlich in späteren Jahren sein Augenmerk vor allem auf die verarbeitenden Epochen. Mit Benedetto Croces ästhetischer Unterscheidung zwischen Poesia und Non-Poesia wußte er nicht viel anzufangen. Sein geschichtlicher Wirklichkeitssinn verbot ihm, idealistischen Wertmaßstäben Glauben zu schenken. Die pädagogische oder moralische Anweisung bestand darin, daß er unsere Zeit zu den verarbeitenden Epochen rechnete, daß er ihr die Verarbeitung bewußt als Pflicht auferlegte. Am Ende seines Büchertagebuchs schrieb er, daß man „der Aneignung der großen Meister und damit der Einformung einer geistigen Substanz in das liebe Ich", wenn sie auch schwierig sei, nicht ausweichen dürfe. „Wenn man das verabsäumt, wird die Suppe immer dünner." Epochen, in denen die Einformung und Verarbeitung überwiegt, setzte er im Wert nicht geringer an. Sein umfassendes Werk „Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter" ist gerade darum so vollkommen und

zusammenhängend in der Struktur, weil es nebst den schöpferischen Gipfeln auch die verbindenden Höhenzüge, die Ablagerungen und Sammelbecken berücksichtigt. Die mittellateinische Literatur, die Curtius zum erstenmal aus ihrer spezialisierten Vereinsamung erlöst hat, ist ein solches Sammelbecken. Die spanische Literatur im siebzehnten Jahrhundert: Calderón, Gracián — ein weiteres. Die französische Plejade verarbeitet das Formenmaterial der römischen Klassik und der italienischen Renaissance. Den letzten Versuch, das ausgemünzte Kapital der Literatur in ein System zu fassen, es ordnend zu verarbeiten und schöpferisch umzugestalten, erblickt Curtius in dem Bestreben der deutschen Romantik, mit Schlegel, dem kritischen und gedankenschöpferischen Genie, an der Spitze.

Als Schüler von Ernst Robert Curtius habe ich beide Tendenzen seines Wesens — die kritisch verarbeitende und die geistig potenzierende — nicht immer willfährig, sondern häufig widerstrebend und von Eigensinn geplagt in mich aufgenommen. Sie haben sich mir gerade deshalb umso tiefer eingeprägt. Manchmal will es mir scheinen, als sei er in späteren Jahren im Hinblick auf sich selber und auf seine Methode einer Täuschung erlegen. Indem er die Intensität wissenschaftlicher Bewältigung als reines Kraftprinzip ansetzte, konnte es den Anschein gewinnen, als sei sie imstande, wie der Wind in der Orgel dem riesigen Pfeifenchor der Literatur Töne zu entlocken, sofern ein begabter Organist die Manuale zu bedienen verstände. Doch entging dem schärferen Beobachter nicht, daß die Leistungsintensität bei Curtius künstlerischer Art war, daß sie nicht immer im gleichen Maße zur Verfügung stand, daß sie irritierbar, Schwankungen unterworfen und auf komplizierte Art von der Stimmung abhängig war. Curtius gestand bereitwillig zu, daß er zuzeiten entsetzlich faul sein könne. Ja, er hielt diese Zeiten der Faulheit im geisteshygienischen Sinne für geboten. Wenn er aber schöpferisch tätig war, gerieten sämtliche Werturteile in Fluß. Es konnte geschehen, daß er unter dem Schreiben zu ganz neuen Einsichten kam, die seine ursprüngliche Einschätzung eines Phänomens über den Haufen warfen. So erging es ihm während seiner Studien zu dem Aufsatz über Hermann Hesse. Er bekannte sich wie Pérez de Ayala zu der Überzeugung, daß überall da, wo das Leben ins Spiel tritt, Widersprüche unvermeidlich sind. Die Beschäftigung mit der spanischen Literatur schien ihn der französischen abwendig zu machen. Doch ebenso rasch fand er eine frühe Liebe, eine frühe Begeisterung wieder, wenn ein Buch stark genug war, diese Saiten in Schwingung zu versetzen. So fand er in dem Roman des jungen Amerikaners William Goyen: „The House of Breath", den er übersetzte, Anklänge an Novalis. Und einen der schönsten Essays aus den späteren Lebensjahren hat er auf Jorge Guillén geschrieben.

Wenn wir all das zusammenfassen, kommen uns Zweifel, nicht nur ob sich die Intensität von der Individualität absondern läßt, sondern ob die Wahl, die

unter den Phänomenen der Literatur getroffen wird, methodisch nachvollzogen werden kann. Was sich bei Curtius zu einem in sich bewegten Ganzen schließt, wird — auch bei pünktlichster Befolgung der Methode — in anderen Händen nicht selten zu einem öden Katalog. Dieselbe Erfahrung vermittelt uns Paul Valérys Essay „Einführung in die Methode des Leonardo da Vinci". Auch Valéry ermißt das Phänomen Leonardo an der Spannkraft und Spannweite seines eigenen Geistes und glaubt ein Prinzip gefunden zu haben, aus dem die Tätigkeit des Geistes schlechthin abgeleitet werden zu können scheint. Jedoch an einem gewissen Punkt verwandelt sich die Methode zurück in das Phänomen. Das Phänomen Leonardo ist eine Schöpfung Valérys, der in ihm die Einheit seines eigenen Geistes begreift.

So ist auch das Werk „Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter" zugleich das wissenschaftlichste und das persönlichste literarische Phänomen, das in unserer Zeit entstanden ist.

Die wandelbaren Konstellationen der Literatur bewegten sich im Geist ihres Betrachters um einige wenige Fixsterne: Homer, Vergil, Dante, Cervantes, Shakespeare, Goethe. Ich verstehe erst heute, nachdem Ernst Robert Curtius in Rom den Tod gefunden hat, und verstehe immer mehr, warum im Wandel der ewig bewegten Literatur gerade Vergil den unverrückbaren Leitstern bildete. Vergil ist im Besitz jener wiedergeborenen Naivität, die als schöpferisches Ereignis die Frucht verarbeitender Epochen ist. Er ist ein kritischer, ein strenger Dichter, aber er ist nicht kalt, sondern sein Werk ist von einem Hauch menschlicher „pietas" durchweht. Er bewältigt die Geschichte, indem er sie prophetisch über sich hinausführt. Er ist ein Erbe Griechenlands und der Stammvater christlicher Dichtung im Mittelalter.

Die Begegnung mit einem großen Menschen zeitigt am Ende ein Symbol. Vergil ist das Symbol, das mir vergönnt, die geistige Wesenheit meines Lehrers anzuschauen. Nur aus Spannung erwächst Harmonie. Paul Valéry harmonisierte die Spannungen seines Denkens in dem lebendigen Phänomen Leonardo da Vinci. Für Curtius war Vergil — der bewußte Dichter, der sein Bewußtsein schöpferisch bewältigte und als ein Ganzes aus sich herausstellte, — das harmonische Phänomen, in dem er die Spannungen seines Geistes aufgelöst sah.

Humanismus und Christentum als die beiden großen geistig-moralischen Systeme, welche die moderne Welt bestimmen, sind aber keineswegs dogmatische Kodifikationen, deren Texte unverändert von einer buchgläubigen Generation an die andere weitergegeben werden, sondern sie sind niemals zu Ende gedachte, niemals vollkommen realisierte Entwürfe, deren Inhalt sich mit jeder geschichtlichen Epoche wandelt. An diesen humanistisch-christlichen Entwürfen haben sich im Laufe der Jahrhunderte alle Völker Europas beteiligt. Schon von den antiken römischen Humanisten sind die beiden größten, Virgil und Cicero, keine Römer gewesen, und die heilige Geburtsstätte des Humanismus der Renaissance ist Florenz, nicht Rom.

Ludwig Curtius

OLOV HARTMAN

Die letzten Siegel

Dritter Akt des liturgischen Spiels „Der glühende Ofen"

Personen

O

Löwe — Stier

N — S

Der Altar

Mensch — Adler

W

Der Pfarrer

Mesach	Sadrach. Das Weib
Haman	Abed-Nego
Großsatrap	Demas
Babel	Tochter Zion

Der Chor kann aus den Wesen, Sadrach, Abed-Nego, dem Weibe und der Tochter Zion bestehen, sowie entweder Mesach oder Demas, je nachdem, wer von beiden sich bei den Satrapen befindet. Gibt es außer diesen Personen einen besonderen Chor, muß er auf beiden Seiten des Chorraums stehen, so daß er die Spieler umschließt.

Die hier oben angegebene Aufstellung bezieht sich auf den ersten Akt. Nach seinem Übertritt zur Partei der Satrapen nimmt Demas Mesachs Platz ein.

„Das Gefängnis" ist der Raum im Altarrund. Im übrigen repräsentiert die Kirche nichts anderes als bei einem gewöhnlichen Hauptgottesdienst, das heißt, sie ist Mittelpunkt der Gemeinde und die kosmische Szene, wie sie in Matthäus 25,31 ff. und Offenbarung 4 gezeichnet ist.

Alle Spieler tragen eine Alba[1]). Die Eigenschaften der Wesen müssen durch Attribute in Form von Standarten oder Applikationen bezeichnet werden. Siehe Offenbarung 4,7. Die Satrapen[2]) tragen über der Alba eine schwarze Kutte. — Mesach legt sie ab, als er gefesselt wird. Babel, die ein Weib ist, trägt über der Alba einen roten Mantel (Off. 17,4) und die Tochter Zion, die auch die Jungfrau Maria und die Kirche repräsentiert, einen blendend weißen oder goldenen Mantel (Off. 12,1).

Antependium rot oder nach den Farben des Kirchenjahres.

Dieses Drama[3]) ist ein Antichristspiel und handelt vom Kampf zwischen dem Evangelium und einer antichristlichen Staatsmacht.

Erster Akt: Das erste Siegel wird im Himmel aufgetan. „Ein Sieger zog aus, um zu siegen" — die Kirche spricht von Weltmission und der Staat von der weltumspannenden Macht des Großkönigs. Als der Großsatrap bemerkt, daß die Kirche das Wort Sieger anwendet, sagt Demas, das sei Theologie, aber die Beamten beginnen, mißtrauisch zu werden, und als sie hören, daß die Kirche auch den Samaritern, die die Parias im Reiche des Großkönigs sind, Vergebung der Sünden erteilt, deuten sie das als einen Angriff auf die Grundlagen der Gesellschaft, auf die unterschiedliche Bewertung der Menschen durch den totalen Staat, der bestimmten Menschengruppen — hier den Samaritern — die Existenzberechtigung abspricht. Es wird der Kirche verboten, sich über so gefährliche Dinge zu äußern, und aus Sicherheitsgründen wird eine bewaffnete Aktion gegen Samarien vorbereitet. — Das zweite Siegel wird aufgetan: Samarien ist „befreit" und die Herberge zwischen

Jerusalem und Jericho vernichtet. Aber die Vasallenkönige empören sich gegen den Großkönig. Sadrach liest in der Kirche den Tagestext aus Jeremia über den Aufruhr gegen den König zu Babel, ohne etwas von dem aktuellen Aufruhr zu wissen. Er wird wegen Beteiligung daran als Aufrührer gefangen genommen, obwohl er nur ahnungslos den vorgeschriebenen Text gelesen hat.

Zweiter Akt: Das dritte Siegel wird aufgetan. „Und es ward ein Hagel und Feuer, mit Blut gemengt, und fiel auf die Erde ... und der dritte Teil der Erde verbrannte." Das hat der Großkönig erreicht. Die Lebensmittel müssen rationiert werden, niemand darf etwas kaufen oder verkaufen, der nicht das Malzeichen des Großkönigs, 666, auf seiner Hand trägt. Haman, der Chef des Ernährungsamtes, verführt Demas, sich dem Staat zu verkaufen und ein Glaubensbekenntnis zu Babel abzulegen. Aber Sadrachs Frau erhält nur Brot für ihre Kinder, wenn sich ihr Mann auch dem Staat verkauft. Sie geht zum Gefängnis und fleht ihren Mann an, den babylonischen Glauben anzunehmen, aber er bleibt standhaft. Demas macht ihm die Versuchung noch schwerer, indem er ihm Egoismus vorwirft. Sadrach gerät ins Wanken, bleibt aber doch treu. Die Kirche, „Tochter Zion", überredet Mesach, den Chef des Gesundheitsamts, Sadrachs Familie Brot zu geben. Demas erfährt davon und zeigt ihn an. Mesach wird gefangen genommen und landet in der gleichen Gefängniszelle wie Sadrach. Mesach ist im Geheimen Christ gewesen und von der Wahrheit des Christentums aus zwei Gründen überzeugt, erstens weil der Großkönig die unterschiedliche Bewertung der Menschen verkündigt, und zweitens, weil Sadrach durch seine Ketten Zeugnis für den christlichen Glauben ablegt. Er hatte seinen Glauben nur deshalb nicht früher bekannt, um die geistesschwachen und unheilbar Kranken vor den Öfen des Großkönigs retten zu können.

Dritter Akt

DAS VIERTE UND FÜNFTE SIEGEL

Die Gefangenen und der Tod

Adler: Komm!
Sadrach: Was siehst du?
Mesach: Ich sehe meinen Feind kommen.
Sadrach: Wer ist der Feind des Arztes?
Mesach:
Wer reitet über das Schlachtfeld, wenn alles still ist?
Wer folgt dem Hunger auf der Spur über Meer und Wüste?
Jemand würde ihm ins Angesicht gesehen und sein Geheimnis gefunden haben
und seine Kraft gebunden mit Formeln und Klarheit.
Was geschieht, wenn der Arzt gefangen ist
und der Großkönig die Farbe bestimmt
der Lampe des Forschers?
Sadrach: Heute kommt die Gefängnisratte nicht, wir können unser gespartes Brot selber essen.
Mesach: Rühr es nicht an, die Fliegen haben es vergiftet, die Fliegen aus Babylons Fleischläden.
Sadrach: Sie haben uns eingesperrt, um uns aufzusparen,

Mesach: während der Tod die Häuser der Stadt besichtigt und die gelbe Armee in den Dörfern einquartiert wird.

Sadrach: Wie lange hast du das schon gewußt?

Mesach: Erinnerst du dich an den Grashalm, den wir in der Dielenritze entdeckten und täglich mit einigen Tropfen unseres Trinkwassers begossen?

Sadrach: Schließlich trieb das Gras Ähren, und wir aßen unser Brot in seiner Nähe.

Mesach: So wie man im Sommer eine Mahlzeit im Grünen einnimmt.

Sadrach: Wir lustwandelten nach dem Grase, gingen rund um unsere Zelle und sparten keine Schritte, es waren fünftausend Schritte bis zu unserem blühenden Walde.

Mesach: Aber eines Tages sah der Gefängniswärter, wie du zärtlich die grünen Halme streicheltest, er setzte den Stiefelhacken auf das Wunder unseres Gefängnisses und trat zu, du verbargst dein Gesicht in den Händen, aber ich, ich sah es.

Sadrach: Was sahst du?

Mesach: Wolken zwischen den Gitterstäben unserer Luke.

Sadrach: Was sahst du?

Mesach: Und ich sah ein fahles Pferd, und der darauf saß, des Name hieß Tod, und die Hölle folgte ihm nach.

Unruhe des Volkes

Tochter Zion: Wer ruft da?

Die Wesen: Wehe, wehe, wehe denen, die auf Erden wohnen.

Babel: Wo sind die Ärzte?

Chor drohend: Wo sind die Ärzte?

Babel: Wer ruft da?

Tochter Zion: Die Kirche ruft.

Babel: Die Kirche ist tot.

Tochter Zion: Wer ruft da?

Abed-Nego: Die Pest ist eine Lüge in deinem Herzen.

Chor: Die Wahrheit wird uns frei machen.

Babel: Was ist Wahrheit?

Abed-Nego: Dein gefesseltes Gewissen.

Chor: Wo sind die Ärzte?

Babel: Wer ruft da?

St. Maria: Die Kirche ruft.

Babel: Die Kirche ist tot.

Abed-Nego: Aber nicht Gottes Wort.

Chor: Gottes Wort ist lebendig.

Babel: Ihre Führer sind zum Schweigen gebracht.

Tochter Zion: Er stößt die Gewaltigen vom Stuhl und erhebt die Niedrigen.
Abed-Nego: O Land, Land, Land höre des Herren Wort!
Babel: Welches Wort?
Abed-Nego: Gib die Forscher frei, gib den Staatenlosen Brot, liebet Gott.
Chor: Brot, Heil und Frieden!

Beratung im Norden

Haman: Der Pöbel fürchtet die Pest, er flieht zum Aberglauben. Wir müssen etwas tun.
Großsatrap: Es ist schon getan. Demas!
Demas: Euer Exzellenz?
Großsatrap: Handele!

Der Großkönig greift ein

Demas: Wird geschehen, Euer Exzellenz. Er geht zur Mitte des Chorraums und spricht zum Volk. Der Großkönig hat in seiner tiefen Ehrfurcht vor der Religion ständig vor den Richtungen gewarnt, welche die Lehre der Kirche zum Dienst fremder Ideologien verfälschen wollten.
Abed-Nego: Weh euch, die ihr Weiß zu Schwarz und Schwarz zu Weiß macht.
Demas: Unter dem Einfluß solcher reaktionären Bestrebungen ist die Kirche immer schwächer geworden und den religiösen Bedürfnissen des Volkes immer mehr entfremdet. Der Großkönig, der mit Sorgen diese Entwicklung gesehen hat, hat sich jetzt entschlossen, selber einzugreifen und die Kirche zu erretten. Sie ist also von heute an nicht mehr einem Papst oder einem Kirchenkonzil unterstellt. Der Großkönig ist ihr Hirte.
Abed-Nego: Weh euch Hirten, die ihr die Herde meiner Weide umbringt und zerstreut, spricht der Herr.
Demas: Gott hat in der Stunde der Not den Großkönig als einen Erretter der ganzen Menschheit gesandt, auf daß ein Staat und eine Kirche werde. Lasset uns danken.
Großsatrap, Haman, Babel, Demas: Gelobt sei sein Name.
Demas: Da der Großkönig mich zu seinem Vertreter in religiösen Fragen ernannt hat, verordne ich hiermit, daß seine heiligen Zeichen und Banner in den Kirchen eingeführt werden.
Abed-Nego: Gott wird dich schlagen, du getünchte Wand.

Das Banner mit dem weißen Pferd darauf wird in dem Mittelpunkt des Chorraumes aufgerichtet.

Der Text des Tages

Tochter Zion: Was sagt der heutige Text?

Abed-Nego: Wenn ihr nun sehen werdet den Greuel der Verwüstung, davon gesagt ist durch den Propheten Daniel, daß er steht an der heiligen Stätte — wer das liest, der achte darauf —, alsdann fliehe auf die Berge, wer im jüdischen Lande ist; und wer auf dem Dach ist, der steige nicht hernieder, etwas aus seinem Hause zu holen; und wer auf dem Felde ist, der kehre nicht um, seine Kleider zu holen. Wehe aber den Schwangeren und Säugerinnen zu der Zeit! Bittet aber, daß eure Flucht nicht geschehe im Winter oder am Sabbat.

Tochter Zion: Noch etwas?

Abed-Nego: Wer kein Schwert hat, der verkaufe seinen Mantel und kaufe ein Schwert.

Trübsal

Demas: Verhaftet ihn!

Babel: Verhaftet ihn!

Abed-Nego, Tochter Zion und das Weib ziehen sich nach der südlichen Seite zurück.

Großsatrap: Warum hat ihn keiner verhaftet?

Die Wesen: Der Engel des Herrn lagert sich um die her, so ihn fürchten.

Tochter Zion: Nicht um alle.

Haman: Hat der Staat kein Verzeichnis der Freunde jenes Mannes?

Großsatrap: Es ist schon in Gebrauch genommen.

Tochter Zion: Diese Nacht war der Stern erloschen.

Babel: Der Großkönig wird seinen Weg schon finden.

Tochter Zion: Hinter uns hörten wir das Geschrei aus Rama.

Babel: Warum schlafen die Mütter meiner Feinde nicht?

Tochter Zion: Was sagt der heutige Text?

Abed-Nego: Denn es wird alsdann eine große Trübsal sein, wie nicht gewesen ist von Anfang der Welt bisher . . . und wo diese Tage nicht würden verkürzt, so würde kein Mensch selig.

Tochter Zion: Und da das Lamm das fünfte Siegel auftat, sah ich unter dem Altar die Seelen derer, die erwürgt waren um des Wortes Gottes willen und um des Zeugnisses willen, das sie hatten. Und die schrien mit großer Stimme und sprachen:

Chor: Herr, du Heiliger und Wahrhaftiger, wie lange richtest du nicht?

DAS SECHSTE SIEGEL

Beratung im Norden

H a m a n : Euer Exzellenz, das Volk ist unruhig.
G r o ß s a t r a p : Wer unruhig ist, mag Grund dazu haben.
H a m a n : Die Zuverlässigen können auch nicht schlafen. Das macht die Pest, Euer Exzellenz.
G r o ß s a t r a p : Nimmt sie nie ein Ende? Was tun die Ärzte?
H a m a n : Widersprechen einander.
D e m a s : Einige wollen Mesach, den zum Tode verurteilten, um Rat fragen. Sie sind verhaftet worden.
G r o ß s a t r a p : Geh doch selbst zu ihm und frage ihn, so lange er noch lebt.
D e m a s : Ich bin Theologe und verstehe so etwas nicht, Euer Exzellenz.
G r o ß s a t r a p : Haman wird dir schon helfen, er ist nicht Theologe.
D e m a s : Aber er ist Satrap des Großkönigs. Und einen Verbrecher um etwas zu bitten, kann für jedermann demütigend sein.
G r o ß s a t r a p : Aber nicht, Befehlen zu gehorchen.

. . . und ihr seid zu mir gekommen

D e m a s zu Sadrach: Wo ist Mesach?
S a d r a c h : Er schläft.
D e m a s : Weiß er, daß er sterben muß?
S a d r a c h : Das hat er immer gewußt. Du mußt auch sterben.
D e m a s : Das ist ein Unterschied.
S a d r a c h : Ja, denn er kann schlafen und du nicht.
H a m a n : Wecke ihn.
M e s a c h : Ist da die Grenzpolizei?
D e m a s : Es sind die Satrapen des Großkönigs.
M e s a c h : Kein so großer Unterschied. Ihr habt vielen zur anderen Seite hinüber geholfen.
D e m a s : Er ist krank. Was nützt es, ihn etwas zu fragen?
H a m a n : Wir haben doch den Befehl Zu Mesach gewandt: Du kannst dein Leben erkaufen.
M e s a c h : Welches Leben?
H a m a n : Sieh dir diese Karte an. Hier gehen die Wege der Pest. Hier ist die Sterblichkeit gerade jetzt am größten.
M e s a c h : Welche Sterblichkeit?
H a m a n : Es handelt sich um die, welche an der Pest sterben.
M e s a c h : Ja, die Grenzpolizei muß es ja wissen.
H a m a n : Was hältst du von dem Herd der Ansteckung. Wo sollen wir unsere Maßnahmen einsetzen?

M e s a c h : Wo die Volksmenge am dichtesten und die Unterernährung am größten ist.
H a m a n : Wo denn?
M e s a c h : Dein Gewissen müßte es wissen. In Samaria.
Haman und Demas gehen fort.

Keine Überfahrt

M e s a c h : Also auch heute keine Überfahrt?
S a d r a c h : Du sehnst dich.
M e s a c h : Ja, aber ich werde es wie Lots Frau machen, als sie aus Sodom floh. Wie sie werde ich mich an der Grenze umwenden. Die Erde ist dort am schönsten.
S a d r a c h : Du denkst an all das, was der Gefängniswärter zertreten hat?
M e s a c h : Auch an die Feldsteine.
S a d r a c h : Die Feldsteine?
M e s a c h : Daß sie da sind. Keiner gleicht dem anderen. Und sie sind so alt, seit der Urzeit um das Geheimnis geballt. Welcher Goldklumpen ist schöner, welcher Stern unerklärlicher? Ich werde sie entbehren.

Staatliche Maßnahmen

H a m a n zum Großsatrapen: Euer Exzellenz, die Quelle der Pest ist die gleiche wie die des Widerstandes. Er zeigt auf die Karte.
D e m a s : Und die des ungesetzlichen Glaubens.
G r o ß s a t r a p : Ich weiß. Der Wert der Bevölkerung ist äußerst gering.

Die Erde wird desinfiziert

H a m a n : Wir haben versucht, die Not in diesen Gegenden zu verringern.
G r o ß s a t r a p : Wie denn?
H a m a n : Indem wir die Lebensmittelsendungen verboten. Leider hat es nicht geholfen, sondern die Bevölkerung wächst weiter.
G r o ß s a t r a p : Aber die Öfen?
H a m a n : Sind fleißig angewandt, an Anlässen hat es nicht gefehlt, so eigensinnig ist der Widerstand in Samaria. Aber es nützt nichts, trotz allen technischen Fortschritten.
G r o ß s a t r a p : Vielleicht gibt es eine Möglichkeit . . .
D e m a s : Die Mission des Großkönigs?
G r o ß s a t r a p : So könnte man es nennen. Eine der fantastischsten Ideen des Großkönigs könnte hier praktische Anwendung finden.

Demas: Welche denn?

Großsatrap: Den ganzen Krempel anzuzünden. Ganz Samaria zu einem glühenden Ofen zu machen.

Haman: Aber der Rauch, Euer Exzellenz, viele warnen vor dem Rauch solcher Brände.

Großsatrap: Die Forscher des Staates haben diese Befürchtungen für übertrieben erklärt.

Demas: Und wird der Großkönig wirklich auf so ein — auf so ein Experiment eingehen?

Großsatrap: Er? O, er wird die Musik zu dem Schauspiel schreiben.

Die Erde bebt

Tochter Zion: Und ich sah, daß das Lamm das sechste Siegel auftat.

Die Wesen: Da ward ein großes Erdbeben

Löwe: und die Sonne ward schwarz wie ein härener Sack

Stier: und der Mond ward wie Blut

Mensch: Und die Sterne des Himmels fielen auf die Erde, gleich wie ein Feigenbaum seine Feigen abwirft, wenn er von großem Wind bewegt wird.

Adler: Und der Himmel entwich wie ein zusammengerolltes Buch, und alle Berge und Inseln wurden bewegt aus ihren Örtern.

Das Spinnennetz in der Gefängnisluke

Sadrach: Was siehst du?

Mesach: Des Sommers erste Spinne.

Sadrach: Wie immer in der Gefängnisluke? Wo sie den ganzen Nachthimmel mit ihrem Netz umschließt.

Mesach: Dieses Jahr fängt sie keine Sterne. Die Fangleine ist brüchig, bei einem Windstoß zerbricht das große Rad um den Kreuzträger.

Sadrach: Weil die Ordnung erschüttert ist. Das Ei der Spinne ist anders, wie der ganze Kosmos anders ist. Es ist, wie du sagtest: Das große Rad zerbricht um den Kreuzträger. „Verflucht sei der Acker um deinetwillen." Sollte das Gericht über die Menschen zum zweiten Male die Schöpfung getroffen haben?

Mesach: Ob es das Gericht oder die Sünde ist, das verstehe ich nicht. Ich sehe nur, daß der Mensch den Faden angenagt hat, der seine Wohnung zusammenbindet.

Sadrach: „Das *ist* das Gericht, daß die Menschen die Finsternis mehr liebten als das Licht." Schaut zur Luke auf. Das Iota löst sich vom Chi, zerrissen ist der Altarbrunnen des Waldes, und das Gewebe hat sein Muster verloren.

Mesach: Ein zerstörtes Kunstwerk. Fenster mit Aussicht auf eine neue Welt.

Sadrach: Was siehst du?

Mesach:

Schräg schwimmt der Lachs in den Flüssen und
mühsam steigt die Lerche aus dem Weizen empor,
Hoch erheben uralte Föhren ihre Kronen über sturmzerfetztem Jungwald.
Und welcher Engel hat die Fackelrose ergriffen
und ihre Flamme zur Erde gesenkt?
Wie Kriegsknechte eines barbarischen Volkes
in einem eroberten Palast hausen,
Kunstwerke zerschlagen und Schmutz und Gerümpel hinterlassen,
so geht der Mensch aus diesem Haus,
Zementblöcke und Reklameschilder bleiben liegen
wie Gerümpel im Festsaal.

Sadrach: Woher weißt du, daß etwas übrig bleibt? Daß sich nicht alles auflöst und verschwindet?

Mesach: Du meinst, daß der Menschen Welt in dem brennenden Gehenna schmelzen wird? Weiß ich es? — Aber gibt es einen Himmel, und sollte ich aus Gottes unbegreiflicher Gnade einmal dort sein, werde ich doch um die Erde trauern. Mich nach Tag und Nacht sehnen, nach dem sanften Dunkel, in dem der Nachtfalter seine Flügel ausbreitet, nach der Sonne, die die Kreuzotter auf den großen Stein lockt und Perlen an die Räder der Spinnengewebe zwischen den Bäumen hängt.

Sadrach: Und wenn der Himmel nun eine neue Erde wäre? Wenn das, was stirbt, das gleiche ist, was auferstehen wird? Wenn die äußerste Trübsal nicht Todeszuckungen, sondern Geburtswehen sind? Und das Feuer in dem glühenden Ofen die Schwingen des toten Vogels?

Die Kirche liest im Spinnennetz

Mesach: Wo sich alles, was gewesen ist, erhebt und sich in Gott wirft.

Tochter Zion: Denn das ängstliche Harren der Kreatur wartet auf die

Chor: Offenbarung der Kinder Gottes.

Tochter Zion:

O heiliges Kreuz, o Verheißung der Mitte, wo die Welt
zusammengehalten wird, und sich die zitternden Fäden begegnen,
wie lange

Chor:

wie lange wird noch der zerbrochene Kosmos,
das Netz von Schmerz, auf seine Erlösung harren?

Die Wesen:
Die Festen, in denen die Himmelsrichtungen hängen,
krümmen sich schon in Ohnmacht, das zerrissene Gewebe
schwankt im nächtlichen Wind.
Chor:
Eine Fahne mit kaum sichtbaren Zeichen,
verschlissen auch als Rätsel, als Rätsel
Tochter Zion:
Aber sie waren seine Namenschiffer,
Sadrach:
Sein heimliches Siegel über dem Dunkel der Zelle
Mesach:
über unserer Luke nach den Sternen.
Chor: Denn das ängstliche Harren der Kreatur wartet auf die Offenbarung der Kinder Gottes.

Abed-Nego stört den Frieden

Abed-Nego: Babel, Babel!
Babel: Wer ruft da?
Abed-Nego: Die Wache schläft, die Wache an des Großkönigs Tür.
Babel: Wer bist du, der du das sagst?
Abed-Nego: Die Läden vor des Großsatrapen Fenster sind nicht dicht, seine Lampe hat die ganze Nacht gebrannt.
Babel: Wer bist du?
Abed-Nego: Frage Demas, er weiß es.
Demas: Es gibt keine Sicherheit.
Die Wesen: Die Gottlosen haben keinen Frieden, sagt mein Gott.
Demas: Die Unruhe steigt in der Stadt.

Sicherheitsmaßnahmen

Haman: Kannst du nicht dem Volk predigen, damit es sich ruhig verhält?
Demas: Die Unzuverlässigen kommen nicht in die Kirchen.
Großsatrap: Zwinge sie. Und laß sie das Zeichen des Großkönigs grüßen.
Demas: In den Kirchen?
Großsatrap: Ja, in den Kirchen. Das Zeichen vor dem Altar soll nicht länger nur ein Schmuck sein. Laß sie sicherheitshalber das Glaubensbekenntnis zum Staat sprechen. Laß die Theologen einige Worte hinzufügen über die Göttlichkeit des Großkönigs, über die du so schön gepredigt hast.

D e m a s : Da werden viele zögern.
G r o ß s a t r a p : So werden wir sehen, welche es sind. Und die, so gehorchen, haben sich für immer den Aufrührern verhaßt gemacht.
H a m a n : Beginn mit den Gefangenen.
D e m a s : Und Abed-Nego?
G r o ß s a t r a p : Er wird schon an die Reihe kommen.
D e m a s : Warum geht er noch frei umher?
D i e W e s e n : Du sollst nicht erschrecken vor dem Grauen der Nacht, vor den Pfeilen, die des Tages fliegen.
D e m a s : Was war das? Wer sang da?
H a m a n : Hier singt keiner. Wie steht es eigentlich mit deinen Nerven?
D e m a s : Wir müssen alle Abed-Nego vergessen, wenigstens für eine Nacht.

Abed-Nego stört den Frieden

A b e d - N e g o : Babel, Babel!
B a b e l : Wer ruft da?
A b e d - N e g o : Er, den du nicht vergessen sollst.
B a b e l : Doch, ich werde dich vergessen. Mein Fest naht, mein Fest aus Blut und Wein, und ich werde dich vergessen, ich werde dich vergessen.
A b e d - N e g o : Wer tanzt, kann schlecht zielen.

DAS SIEBENTE SIEGEL

Schweigende Himmel

T o c h t e r Z i o n : Und da das Lamm das siebente Siegel auftat, ward eine Stille in dem Himmel bei einer halben Stunde.
D a s W e i b : Warum schweigen die Engel im Chor? Warum antwortet keiner jenseits der vier Sterne?
T o c h t e r Z i o n : Wie das Brausen großer Wasser, so war der Lobgesang um den Altar, und wir hörten ihn nicht, denn wir hatten ihn immer gehört. Nun schweigt der Himmel, und da sagen wir: Warum schweigt er?
D a s W e i b : Auch in mir ist es still, auch in mir.
T o c h t e r Z i o n : Es ist der gleiche Lobgesang und die gleiche Kirche.
D a s W e i b : Als ob ein Wasserfall plötzlich aufhalten sollte in seinem Lauf, daß alle Wassertropfen plötzlich erstarrten und der Wasserschleier still in der Luft hinge. Aber warum, warum schweigt der Himmel?
T o c h t e r Z i o n : Was geschieht, das geschieht auf der Erde.
D a s W e i b : Was denn?

Tochter Zion: Das letzte. Dann geschieht nichts mehr, es ist vollbracht, was auf Erden geschehen sollte.

Das Weib: Und was bleibt noch übrig?

Tochter Zion: Vielleicht, daß sich ein Sünder bekehrt, noch einer, der letzte.

Das Weib wendet sich zur Gemeinde: Jemand hier?

Tochter Zion: Und einige werden den Lauf vollenden, während der Himmel mit angehaltenem Atem wartet.

Das Weib: Sadrach?

Tochter Zion: Und du und ich. Wir sind sicherlich viele.

Das Weib: Aber wie soll Sadrach es können, wenn der Himmel schweigt?

Tochter Zion: Gottes Wort schweigt nicht, es spricht auf der Erde.

Das babylonische Fest

Großsatrap: Der Tag des Festes ist angebrochen, und Babel hat sich geschmückt.

Die Satrapen und Babel begeben sich in die Mitte des Chorraums.

Tochter Zion: Und das Weib war bekleidet mit Purpur und Scharlach und übergoldet mit Gold und edelen Steinen und Perlen.

Abed-Nego: Und an ihrer Stirn stand geschrieben ein Name, ein Geheimnis.

Chor: Ein Geheimnis.

Demas: So beginnt das Fest — und dieses sage ich zu allen Völkern und Stämmen und Zungen: Wenn ihr hören werdet den Schall der Posaunen, Drommeten, Harfen, Geigen, Psalter, Lauten und allerlei Saitenspiel, sollt ihr niederfallen und das Bild, das der Großkönig in seiner Kirche hat setzen lassen, anbeten und wie aus einem Munde euren Glauben an seine heilige Majestät bekennen.

Sadrach und Mesach werden aus dem „Gefängnis" in die Mitte des Chorraums geführt.

Zweierlei Gnade

Demas: Diesem großen Tag zu Ehren habe ich den Vorzug, euch die Gnade des Großkönigs zu verkünden.

Sadrach: Wie weit reicht diese Gnade?

Das Weib: Sadrach, Sadrach!

Demas: Sie ist jedoch an gewisse Bedingungen geknüpft.

Sadrach: Ich habe den Vorzug, dir die Gnade unseres Herrn Jesu Christi zu verkünden.

Mesach: Ohne Bedingungen.

DER GLÜHENDE OFEN
Foto Hans Hartman

Aufnahme von einer Aufführung des liturgischen Spiels von Olov Hartman in der Freilichtkirche der Sigtunastiftung

Aufführung in Sigtuna
Foto Hans Hartman

DER GLÜHENDE OFEN

Aufführung in Royaumont
Foto Rolf Tord

D e m a s : Diese Gnade will ich nicht haben, zusammen mit allen Samaritern.

S a d r a c h : Und ich will weder deine noch des Großkönigs Gnade haben, wenn ich sie nicht mit allen Samaritern zusammen erhalte.

D a s W e i b : Sadrach!

D e m a s : Wir werden ja sehen. Im gleichen Augenblick, da ihr den babylonischen Glauben bekennt, werden sich die Ketten von euren Händen lösen.

M e s a c h : Warum sollten wir auf unsere Armbänder verzichten?

S a d r a c h : Nie sahen wir schöneren Schmuck.

D e m a s : Und warum solltet ihr das Leben verlieren wollen?

S a d r a c h , M e s a c h : Um es zu gewinnen.

Glaubensbekenntnis

D e m a s : In diesem Fall wird euer Beispiel der Anfang des großen Festes, euer Beispiel, welchen Tod der erleidet, der den Großkönig verleugnet. Denn wer nicht anbetet, der soll in den glühenden Ofen geworfen werden. Kurze Pause. Die Stunde ist da. Wir glauben ...

A b e d - N e g o tritt vor, schiebt Babel beiseite, zerreißt das Banner, wirft es zu Boden, tritt darauf und sagt: ... an Gott den Vater, den Allmächtigen.

Alle außer den Satrapen und Babel bekennen, zum Altar gewandt, den apostolischen Glauben.

D e m a s : Greift ihn! Abed-Nego wird verhaftet.

G r o ß s a t r a p : Gerade in unsere Arme!

A b e d - N e g o : Aber nun wißt ihr, wie das rechte Bekenntnis lautet.

G r o ß s a t r a p : Und du weißt, wie ein derartiges Bekenntnis endet. Jetzt, da wir dich haben, werden es die anderen auch erfahren.

A b e d - N e g o : Welche anderen?

G r o ß s a t r a p : Du wirst wohl noch mehr bekennen, wenn wir miteinander gesprochen haben.

A b e d - N e g o : Was soll ich mehr bekennen? Daß der Palast umringt ist? Daß alle Verbindungen mit diesem Stadtteil unterbrochen sind? Daß unser Volk die Wege rings um die Stadt besetzt hat?

G r o ß s a t r a p : Doch nicht den Weg von hier nach dem glühenden Ofen. Führt die Gefangenen dorthin und sorgt dafür, daß der Ofen siebenmal heißer werde als je.

Sadrach, Mesach, Abed-Nego werden ins Innere des Altarrunds geführt.

Jeder auf seinem Posten

G r o ß s a t r a p : Und jetzt — möge jeder auf seinem Posten sein und dem begegnen, was kommen soll.

H a m a n : Was denn? Sind die Rebellen so stark?

Großsatrap: Wenn der Großkönig eingeschlossen ist, sind sie furchtbar stark.

Haman: Sollten sie ihn wirklich in ihre Gewalt bekommen?

Großsatrap: Niemals. Aber in dem Augenblick, wenn sie das Tor einschlagen ...

Haman: Was dann?

Großsatrap: Du weißt, was mit Samaria geschah.

Haman: Verfügen sie über solche Kräfte?

Großsatrap: Nicht sie, aber der Großkönig.

Haman: Aber wenn er umzingelt ist ...

Großsatrap: Dann gibt es einen Stromschalter in seiner Kammer.

Haman: Und das bedeutet der Rebellen Untergang?

Großsatrap: Das bedeutet der Menschheit Untergang.

Zion, Babel und der Tod

TochterZion: Es ist den Menschen gesetzt, einmal zu sterben, darnach aber das Gericht.

Babel: Mich wird keiner überleben. Niemand wird da sein, der mich richtet.

Tochter Zion: Gott lebt.

Babel: Welcher Gott? Der Fluß war mein Gott, und tausend Rosen fielen aus meinen Gärten in seine Arme herab. Aber nach mir wird es keine Flüsse mehr geben, und vergeblich wird Euphrats Stern sein Bild suchen.

Tochter Zion: Gott lebt.

Babel: Welcher Gott? Marduk war mein Gott, mein Gott imWirbelsturm, im Hochzeitshaus, aber nach mir wird der Platz für den Grundstein des Himmels und der Erden leer sein, und wo sollte Marduk dann leben?

Tochter Zion: Gott lebt.

Babel: Warum sollte ein Gott leben, wenn ich tot bin, ich, die ich der Götter Lust war und der Wüste Lilie am Flusse.

Tochter Zion:

Warum solltest du leben?
Deiner Feuer Spiegelungen auf dem Fluß,
deine Lustsegler und Kriegsflotten,
Trümmer und Wrack, bald gesunken, bald
ans Ufer gespült.
Deine Turmspitzen Wüstensteine auf Wüstensteinen,
für den Fischadler, seinen Horst darauf zu bauen.
Warum solltest du leben?

Babel:

Damit meine Feinde sterben sollten,
damit der Fluß eine Wüstenlilie
zu lieben hätte.

Der Tod kommt . . .

Die Wesen: Komm!
Chor: Möge die Gnade kommen.
Die Wesen: Und diese Welt vergehen.
Chor: Maranatha!
Haman: Warum ist es so hell?
Die Satrapen: Des Großkönigs Feuer!
Babel: Sein Stern!
Großsatrap: Sein Stern im Osten.
Babel:
Nach ihm wird niemand Babel besitzen,
er hat seinen kosmischen Bogen gespannt,
ein Brandpfeil singt durch meinen Himmel,
einer Witwe Scheiterhaufen wird leuchten
durch Myriaden von Lichtjahren
die Unsterblichkeit meines Todes.
Chor:
Maranatha!
Die Wesen:
Wie der Blitzstrahl.
Tochter Zion:
Und die Leute werden ratlos stehen
Chor:
Beim Brausen des Meeres und der Wellen.
Tochter Zion:
Die Himmel werden vergehen
Chor:
Und wie einen Mantel wirst du sie zusammenrollen.

. . . und das Gericht . . .

Demas: Es sind vier in dem glühenden Ofen.
Großsatrap: Wir sind alle in dem glühenden Ofen.
Demas: Wer ist der vierte? Der uns den Rücken zukehrt?
Haman: Ich kenne ihn nicht.
Demas: Aber ich kenne ihn. Gebt mir mein Leben zurück! Euer Exzellenz, gebt mir mein Leben zurück!
Großsatrap: Fürchtest du dich?
Demas: Ich habe unschuldig Blut verraten.
Großsatrap: Was geht uns das an?
Demas: Er ist es, er ist es!

Demas flieht zur Nordseite des Chorraums. Der Großsatrap und Haman verdecken ihre Augen mit den Armen.

Die Wesen: Und vor seinem Angesicht flohen Himmel und Erde.

Babel wendet sich zum Altar: Wen fürchtet ihr? Einen anderen König?

Die Wesen: Einen anderen König!

Babel: Eine andere Herrlichkeit?

Die Wesen: Eine andere Herrlichkeit.

Babel: Warum leuchtet das Gefängnis?

. . . und die Gnade

Chor: Jesus!

Tochter Zion: Keine Einsamkeit wird mehr sein

Das Weib: Und kein Gefängnis.

Tochter Zion:

So bist du doch endlich gekommen.
Die Buchrolle liegt offen in deiner Hand,
Und die Sterne haben keine Geheimnisse mehr,
aller Erden Freude hat sich in deinen Augen gesammelt,
und all ihre Tränen, o Gott, mein Gott,
am Menschlichen festgenagelt, gekreuzigt
in unseren tausend, tausend Jahren unter Pontius Pilatus,
so bist du endlich gekommen in Herrlichkeit,
und die Erde brennt in deinen Armen,
ein Feuerbrand ist deine Mutter,
du trägst die alte, du trägst sie heim,
nach Nazareth, heim nach Nain,
heim zu dem, was zu Anbeginn Liebe war,
wo Sperling und Habicht zusammen im Winde spielten,
und der Mensch den Tiger bat, seine Kinder zu hüten,
während die großen Wasser Friede in sein Herz riefen.

Babel:

Und wir, die wir in diesem Spiel unsere Stimme der
Lüge liehen und sie in dein Licht trugen,
Wir bitten dich hier am Ende unseres Dienstes:
möge die Wahrheit auf unseren Lippen herrschen
und deine Schöpfung einmal wiedergeboren werden
in deinem heiligen Feuer,
möge sie singen und spielen in unseren Herzen.

Bei diesen Worten legen sie und die Satrapen ihre Chormäntel ab und stehen dann in ihren Alben vor dem Altar. Beim folgenden Lobgesang mögen sich — wenn es unter Beobachtung strenger liturgischer und künstlerischer Gesichtspunkte würdig ausgeführt werden kann — die Spieler oder eine Gruppe von ihnen feierlich tanzend vor dem Altarrund bewe-

gen, sich an den Händen haltend, während die Orgel leise den Schlußchoral in geeignetem Rhythmus intoniert.

Sadrach:

Gelobt seist du, der du die Himmel wie eine irdene Kuppel schufest
und die Zeitalter wie eine Schale in deinen Händen,
O Töpfer, o Künstler, möge das Werk dich preisen im Ofen
Und leuchten wie ein Schmuckstück aus Feuer,
Zwölf Perlen für den Glanz der Tore — ich sah die heilige Stadt,
zwölf Edelsteine für die Krone der Seligkeit,
daß sich eine Braut schmücke für ihren Bräutigam,
zwölf Prismen, daß tausend Regenbogen tanzen mögen im Hochzeitssaal.

Mesach, Sadrach:

Gelobest seist du, der im Erdenstaube liebte,
seltsamer Schößling aus einer fernen Küste,
verwurzelt auf verfluchtem Boden,
Baum unserer Schmerzen mit Jahresringen aus der Völker Angst,
und unserer Bosheit Dornen in deiner Krone, frisch ausgeschlagen
in Auferstehung, in Segen, im Paradies.

Sadrach, Mesach, Abed-Nego:

Gelobest seist du, erquickender Wind
Überm Wasser,
Sturm gestillt im Gebet der Jungfrau,
Ave Maria,
Hauch, brennend im Mittelpunkt der Welt
auf tausend Altären,
Glut und Wein auf unseren unreinen Lippen —
Versöhnung.

Die Wesen: Amen.

Sadrach, Mesach und Abed-Nego wenden sich zur Gemeinde.

Sadrach:

Alle Diener Gottes um seinen Altar, die mit enthülltem Antlitz
seine Herrlichkeit widerspiegeln — es ist Zeit für den Lobgesang
der Wiederkunft,
unerbittliche Cherubim, kaltherzige Mächte,
leuchtende Herbstvögelscharen, aufgescheucht von seiner Ankunft,
sammelt euch auf den Feuersaiten der Himmel, laßt euren Kontrapunkt hören,
Milchstraßen und Eiskristalle,
und leiht den Tautropfen Purpur aus euren Flügelspiegeln des Nordlichts,

Die Wesen:

Alle Knie sollen sich beugen,

Mesach:

Jetzt werden die Harpunen ihren Auftrag im Herzen der weißen Wale
verstehn,

und die Nägel ihren Dienst in der Wand, wo die Aale gehäutet werden,
jetzt wird die Sonnenwende den schauen, den sie den ganzen Tag suchte,
und der Eisvogel zum letzten Male nach der Paradiesforelle tauchen.

Abed-Nego:

Leuchte, o Mondlicht, über dem Alpsee, während das Einhorn hinüber schwimmt,
und der Jäger die Blutfährte auf dem Ufer betrachtet,
hebt, weiße Jungfrauen eure Lampen, Feuer zeichnet den Weg nach Kana,
denn das Geschrei ertönt.

Die Wesen:

Und alle Zungen sollen bekennen,

Sadrach:

Still, ihr Gefangenen im Ofen, jetzt bricht das Brot,
Jetzt wankt die Welt unter seinem Kreuz,
Schräg ist der Blutrand im Kelche, der gehoben wird unter einstürzenden Himmeln.

O Einsetzung,
O Vollendung,
O Weizenkorn.

Tochter Zion:

Schon schmilzt der Tod vom Acker Gottes,
und die Lerche badet im Regenbogen,
den Gott seiner Saat verhieß.

Alle: Jesus Christus ist der Herr

Pfarrer: Vater unser ... Spricht das Vaterunser, erteilt den Segen.

Die Gemeinde singt „Jesus Christus herrscht als König" (Evangelisches Kirchengesangbuch Nr. 96, Vers 1 und 2, 9 und 10).

Aus dem Schwedischen übersetzt von Ilse Meyer-Lüne

Anmerkungen: [1]) Diese Anweisungen folgen der liturgischen Tradition der schwedischen Kirche. Die in der Bibel genannten Farben können aber wohl in der Regel beibehalten werden. Wo man gewohnt ist, sich Maria in blauem Mantel vorzustellen, kann man auch dieser Tradition folgen. — [2]) Mit „Satrap" gibt die schwedische Bibel das Wort wieder, das Luther gewöhnlich mit „Fürst" übersetzt (z. B. in Daniel 3). — [3]) Einiges Grundsätzliche über das liturgische Spiel sagt der Verfasser in dem Aufsatz „Spiel und Wahrheit", deutsche Übersetzung in Zw./DNF. 1960/8, S. 524.

KARL ALFRED WOLKEN

Gefängnis aus bitterem Buchs

Erzählung

Eigentlich hätte er es nicht nötig gehabt, sich Sorgen zu machen. Er war ja gut aufgehoben — aber er fragte sich doch immer wieder, wie er in dies stille und mürrische Haus zu den wortlosen, zahnlosen Alten gekommen war, die ihn nie schalten, aber immer ein Auge auf ihn warfen, so daß er sich hinter dem Buchs, den zackigen Blättern des Buchs vor dem Haus, vorkam wie ein Gefangener, dem man schon die Schlinge bereitet, die ihn erdrosseln soll. So wahnsinnig fremd war das Haus und voll abgestandener Gerüche. Längst verdaute Mahlzeiten hafteten an den Stores, die sich gelb und fleckig bauschten, wenn es windete, und das alte Essen roch auch aus den braunen Hölzern der Täfelungen. Fremd, fremd. Daheim roch alles sauber, kühl und nach weißem Sand. Auch das Bett daheim roch nicht wie das Bett hier, in dem er lag und Schlaf und Stille und Vergessen erwartete, die soviel später kamen als sonst. Und zu Haus schienen die Laternen des Nachts, manchmal, bei besonderem Wetter, beschlugen in der Ferne die Fenster mit einer Schicht weißlicher Tropfen, ganz winzig und eng aneinander, daß sie waren wie ein Blatt Zeichenpapier, und man konnte darauf mit dem Finger die gleitenden Schiffe malen, die unter den Horizont sanken, und man konnte auf diesen Schiffen und auf den Fensterschiffen hinüberschwimmen — lautlos in die Nacht und in den Schlaf, als einzige, selige Last auf dem schimmernden, gescheuerten Decks. Aber hier, an diesem fremden Ort?

Ach, alles was er liebte, war weitab. Susie. Susie hatte Diphtherie, aber warum mußte er deswegen hier sein? Warum hatte er ausfahren müssen? Sicher, zu einem Abenteuer gern — aber warum ausfahren müssen zu einem weißen und schweigsamen Haus, um das der kühle Buchs starr stand? Nachts klirrte das wie blecherne Blätter, Schrecken trat aus dem Buchs, Gesichter mit hohlen Augen preßten sich ans Fenster — ach, warum das? Alles, weil Susie krank war. Diphtherie. Jungsiegfried war ein stolzer Knab, ging von des Vaters Burg herab — aber warum zu dem zackigen Buchs vor dem Haus und dem Buchs hinter dem Haus und warum zu den spitzigen Eisen der Staketten? Ach, diese glanzlosen und zweischneidigen Schwerter des Helden und das Blatt des Helden! Im Handumdrehen ist die Verwundbarkeit besiegelt und nichts mehr ist sicher wie es war. Verwandelt, fremd gemacht — dem einen ist es die Linde, dem andern der Buchs, der immergrüne Strauch.

Das war nur eine kleine Hecke, die vor dem Haus, aber sie rasselte, wenn man sie anrührte. Eine Einfassung an dunklen und feuchten Gartenwegen, die

anders rochen als die Erde daheim, nach fetter und schmatzender Marscherde, nicht nach dem losen und fliegenden Sand der Inseln. Dort war der Sand duftlos und trocken wie Zucker, hier aber roch es und stank es nach Erde. Zu Hause war Wasser. Hier gabs nur Erde, und die Erde war der Grund für einen prächtigen Garten mit Erdbeeren, süß, rot und vollwangig, ein Garten mit Birnen und Äpfeln und einem alten Nußbaum, die hingen da oben im Laub in grünen Kerngehäusen. Aber überhaupt keine Vögel gab es im Garten. Nur eine traurige und häßliche Vogelscheuche, die ihre Arme schrecklich zum Himmel aufreckte und alles scheuchte, was Flügel besaß und die süße Gewalt der Vogelstimme aus rauschendem Laub. Einen Stall für Karnickel gab es auch. Einen Schuppen für Torf und für Gartengeräte. Da hing auch der alte und ausgefranste Hut des Gärtners. Einen Schuppen für die große, knarrende und kreisende Töpferscheibe, an der die Füße des alten Mannes immer drehten, wenn die Sonne durch die offene Tür in den Schuppen schien, und Blumentöpfe tanzten auf der oberen Scheibe. Das alles war da in dem Garten, der roch, und die Hecke aus Buchs drumherum und kein Platz für den Wind, um zu wehen.

Es sah sich hindurch durch den Buchs wie durch Schießscharten. Vogelfänger, Waldläufer, Fallensteller, Trapper und einsamschweifende Indianer, Irokesen und Huronen, Apatschen und Comantschen und die letzten Mohikaner spähten so, die Hand überm Auge, eine Feder im Haar — das wußte er aus den Büchern. Klar, das Auge beschattet von der Hand und die Augen zusammengepreßt vor der Sturzflut blendenden Lichts, und Flecken von Blattschatten auf der bronzenen Haut, klar, klar, die wußten aber auch, wohin sie spähten und wonach sie spähten. Aber er? Er hatte vor dem Auge nur die lange und endlose Straße aus Asphalt und Teer — alles schmolz und stank in der Sonne. Und jenseits der Straße wieder ein schmaler Gartenstreif, aber in der Hauptsache gabs hinter der Straße nur die riesenhafte, hochgewachsene und undurchdringliche Hecke aus starrem und spitzem Gesträuch. Immergrün und ganz undurchdringlich. Er hatte es versucht, aber er hatte sich nur blutig gestochen am Dorn, und für das Zerrissene gab es Schelte und schiefe Blicke und eine mürrische Nähnadel zogs maulend zusammen. Es führte kein Weg durch die Hecke hindurch. Sie war das Ende, man mußte das Ende ansehen und hassen wie alles hier, das einschloß und peinigte.

Poiküdel starrte durch die Scharten in der Hecke auf eine andere Hecke und verstieg sich zu dem fürchterlichen Verdacht, daß die Welt ein Ende hätte aus Dornen und spitzigem Gesträuch, das biß, wenn man daran rührte. Aber dennoch mußten irgendwo in diesem Weltenende Vogelnester sein, denn tags und ganz besonders gegen Abend und nach Regenschauern klangen von dorther die fröhlichen Stimmen der Vögel, die flügelschlagend und unsichtbar hinter

---

PABLO PICASSO
Jacqueline, sich kämmend

Vgl. die Randbemerkung auf S. 718

den starren Palisaden flogen, und von dorther sangen sie durch die Luft, schmelzend und schön. Schöner als die Vögel im Garten, die, immer von der schrecklichen Vogelscheuche beäugt, sich hastig und verstohlen ihren Anteil zusammenpickten, bis der alte Mann mit dem Strohhut seine Vogelflinte ergriff und Tod und Verderben knallend über sie hin schoß, daß sie taumelten und stürzten und es war aus mit dem Lied. Da konnte kein Vogellied gedeihen, und Poiküdel fand es bösartig von dem alten Mann, den Wohlklang aus seinem Garten zu vertreiben, nur den stillwachsenden Früchten zuliebe, die er des abends aus einer steinernen Schüssel fischte mit schlürfender Zunge, schmatzend und schwelgend, mit einem abgewetzten Löffel aus grauem Zinn. Er schmatzt wie ein Freßsack, dachte Poiküdel voller Abscheu, und die Alte auch. Beide schmatzten sie wie die Freßsäcke. Und Poiküdel aß selbst ganz still wie die Vögel, wenn sie den Gärtner betrügen wollten.

Da war's dann, als wär überhaupt kein Geräusch mehr auf der Welt. Sie saßen da und schlappten ihr Essen, und Poiküdel verzweifelte an der Stille drinnen und an der Stille draußen. Er verzweifelte auch daran, nicht reden zu dürfen. Kein Wort bei Tisch und im übrigen möglichst wenig. Und nur das Klirren der Tassen mit dem dünnen, gelben Tee, die man aufsetzte, der Löffel, die so alt und sanft an dem dicken Porzellan entlangwetzten — o Herrgott, es war einfach zu still! So still, daß manchmal Furcht vor der erpreßten Stille laut in ihm umging und manchmal in unbeherrschten Augenblicken die Lippen zitterten von verhaltenem Geschrei.

Stand er an der kleinen Hecke und spähte und hörte die jenseitigen Vögel ihr Lied anstimmen und aus dem bitteren Buchs steigen, dann war's zu ertragen, an diesem Ort verwunschener Stille gefangen zu sein mit den beiden schrecklich-schweigsamen Alten, die über alle seine Schritte wachten wie Eulen in hohen Bäumen über niederes Getier, Kruppzeug, mit dem hütenden Starrblick des Alters. Aber das taten sie nur am lichten und glühenden Tag und unter dem Himmel, der weiße faserige Windwolken zog. Abend und Nacht zogen eine vollkommene Geräuschlosigkeit hinter sich her, sternfunkelnd und lautlos. Der Papagei in seinem silbernen Käfig mit Wasserschalen und Kornbechern und dem schwingenden Trapez wurde mit einem grünen Laken überdeckt, der schöne und schillernde Vogel, der manchmal mit höhnischem Dschungelschrei die Gebote des Hauses verletzte, auch er zum Schweigen gebracht. Dann hatten sie es endlich ganz still, wie sie es sich wünschten, nur das Schlappen ihrer Filzpantoffeln auf dem Steinboden der Küche, wo sie lautlos redend hin und her gingen, das war noch eine Weile, er sah es mit angstvollen oder wütenden Augen, bis man ihn in's Bett scheuchte. Schlaf, Junge, schlaf. Dein Vater hütet Schaf, deine Mutter ist in Pommerland, Pommerland ist abgebrannt, schlaf, Junge, schlaf!

Damit kam die Stunde heran, die er still auf dem Rücken in dem fremden, kühlen und riechenden Bett lag, die Hände gefaltet, geschwind ein Gebet und dann lauschen, lauschen. Es kamen doch Laute mit der Nacht in dies Haus. Es

war alles in allem nicht viel: der Wind im Buchs, der Wind in den Büschen, der Wind in den Bäumen und der Wind in den Jalousien. Manchmal Schritte. Manchmal das Surren eines Autos. Manchmal von oben das langsame Schlürfen der Schlappen, das Ticken der großen Uhr und der seltsame englische Schlag, der durch die Decke nach unten drang, hallend und machtvoll, bronzener Gong, großer Big Ben aus dem Nebelland. Das war alles. Und manchmal schien es ihm, als entfalte sich die tonlose Stille der Einsamkeit mit schwarzem Geflatter unverwundbarer Flügel.

Und einmal kam ihm kurz vor dem Wegschwimmen in Schlaf ein ganz zauberhaftes Geräusch zu Ohren. Ein Motorrad auf der Chaussee. Vielleicht war er gar schon in halbem Schlaf, denn zart rollte das Rattern des Rades heran über die lange Chaussee zwischen Häusern und Hecken und rollte zärtlich über ihn hinweg. Geburt der Poesie. Trost, der durch die Stille lindernd und heilsam auf ihn fiel, daß Poiküdel gelöst und milde sich hinstreckte und versuchte mit halbgeöffnetem Mund weit hintem im Rachen das Rollen des Motors zu wiederholen, das so langsam näherkam und dann so schnell vorüber war, fantastisch. Eine Übung bis in den Schlaf, verzauberte Nacht auf dem Rücken und im Besitze der Macht, sich von dem Schlafplatz zu entfernen, wohin er wollte, wo Lärm war und Leben, wo keine Vogelflinte knallte, dorthin. Und das Schreckbild der Stille konnte so mächtig sein, wie es wollte, hinter dem bitteren Buchs, Poiküdel sang mit schwellendem Atem dagegen an, solange sein Atem reichte für die schreckbannenden Laute: ein Flüstern, ein Pfeifen, ein Fauchen aus Freude.

KARL ALFRED WOLKEN

Ausgehöhlt zu Schattenrissen

Ausgehöhlt zu Schattenrissen
alle diese Tage trinken
sich mit stillem Grauen ein,
Nacht um Nacht der weibertreue,
bitterliche Krug voll
Vogelschrei und Sturz und Flug,
südwärts — aber mit den Blättern
raunt das beerenbleiche Jahr
nebelrauchend um den Krugrand.

Das Menschenbild in den Comic strips

Mit einigem Nachdruck verlangt das Kind danach, auf jede mögliche Weise „Geschichten" zu erfahren, sich also einzuschwingen in erdichtete Vorgänge und dabei in den Gefahren, Niederlagen und Triumphen zu erbeben, welche in deren Wendungen und Zuspitzungen bezeichnet werden. Sicherlich hat dieses Verlangen seinen Ursprung in dem — wie O. Kroh erhellt[1]) — „Bedürfnis . . . nach affektiven Erregungen und den mit ihnen verbundenen Steigerungen des Lebensgefühls". Ebenso gewiß ist aber auch, daß sich darin das Streben regt, in den Peripetien solch imaginären Geschehens Beurteilungen des Lebens zu erfassen, Sinndeutungen also, die bedrängende Fragen zu beantworten, die unüberschaubaren Erscheinungen zu ordnen und dem Widerstreit der Motive, welche im Tun der Nächsten zu beobachten sind, ein verbindendes und verpflichtendes Bild des humanum entgegenzuhalten vermögen. Diese Bereitschaft eröffnet jeder Darstellung, die Handlungen und Ereignisse zu prägnanter Gestalt verdichtet, die Möglichkeit tiefgreifender erzieherischer Wirksamkeit: Einerlei, ob in den Geschichten Modelle gelungenen Lebens ansichtig werden oder die grausigen Verfehlungen der Möglichkeiten, die das Menschliche ausmachen, ob darin die sittliche Bewährung geschildert wird oder das moralische Versagen, ob sie von lehrender oder begeisternder Absicht durchpulst sind oder nur das Leben zu spiegeln suchen, wie es vermeintlich ist — in ihrem Ablauf von Gelingen und Scheitern, Geduld und Sühne, Anfechtung und Trost erscheint eine Beurteilung des Lebens. Und eben dieser Aufschluß ist ein Erzieher von stiller Gewalt. Zudem können ihre Gestalten als eindeutig gezeichnete Charaktere die Bedeutung eines Vorbildes erlangen. Sie sind dann durchaus geeignet, inferiore Strebungen aufzublähen oder zu bändigen, vitale Antriebe zu kräftigen oder zu vergeistigen, Impulse zu erregen oder zu besänftigen, unumstößliche Maßstäbe des Handelns in den Blick zu rücken oder die Wertordnung zu verkehren, kurzum: Dispositionen künftigen Tuns zu schaffen. So hat es wohl Sinn, in diesem Zusammenhang von einer „Pädagogik der Leitbilder" zu reden.

So merkwürdig es uns zunächst auch anmuten mag, so erweist sich bei näherem Zusehen doch, daß auch die Produkte, welche hier in Betracht stehen, in diesem Aspekt bedeutsam sind: Auch die Comic strips sind — wenn es erlaubt ist, ein Wort des Aristoteles sinngemäß zu erweitern — insofern pilosophischer als das reale Leben, als sie — und sei es auch nur in entarteter Verkehrung — Sinn- und Werthorizonte eröffnen und somit Beurteilungen der Menschen, ihres Tuns nämlich und ihres Miteinander, enthalten. Abgesehen von der ihnen eigentümlichen Dynamik der Bildsprache, welche jene Erlebnisintensität und -identität verbürgt, von der Heranwachsende fasziniert werden, verleihen die verkürzten Handlungsabläufe, die das Zufällige aussondern, und die Pointen, in denen Werte aufleuchten, ihren Aussagen im Urteil irregeführter Kinder den Charakter von Allgemeingültigkeit. Die Verwebung von Sinnenfälligkeit

und vermeintlicher Allgemeingültigkeit ist es aber, die jene Kraft der Übertragung stiftet, von der die Griechen als Psychagogie sprachen.

In diesem Aspekt also verdienen die Comic strips und Comic books die Aufmerksamkeit all derer, denen es nicht gleichgültig ist, welchen Zumutungen unsere Kinder ausgesetzt sind. Durch umfassende Untersuchungen und Erhebungen ist längst aufgedeckt worden, wieviel Kinder und Jugendliche dem Sog dieser Bildergeschichten erliegen: In Italien — wir folgen vornehmlich dem zusammenfassenden Bericht von M. Doetsch[2]) — lesen annähernd 8 Millionen Kinder in jeder Woche Comic-Hefte. In den Vereinigten Staaten von Amerika widmen sich mehr als 90 Prozent aller Kinder im Alter zwischen 6 und 11 Jahren monatlich etwa 15 verschiedenen Comic books, während etwa 80 Prozent der 12- bis 18jährigen mindestens noch 12 dieser Bilderbücher im Monat verschlingen. Bei einer Befragung von 18 000 Jugendlichen im Alter von 10 bis 18 Jahren in einer norddeutschen Stadt zeigten sich folgende Verhältnisse: Mit einem Heft je Woche beginnt der Konsum im 9. Lebensjahr. Bis zum 14. Lebensjahr steigt dann der Bedarf auf 2 und 3 Hefte in der Woche, um dann nach der Schulentlassung nahezu schlagartig zu sinken. Was die Höhe der Auflagen anlangt, so hat N. Bejerot im Jahre 1954 für Schweden bei 23 Serien mit 700 Nummern 37 Millionen Exemplare errechnet. Er schätzt die Zahl der Bilder, die den schwedischen Kindern auf diese Weise zugänglich gemacht wurden, auf 167 Milliarden, wobei der Inhalt von 100 Milliarden dieser Darstellungen durch Mord und Totschlag, Mordversuche, Kriegshandlungen, Gewalttaten und Sadismen bezeichnet werden muß. In der Bundesrepublik Deutschland darf mit guten Gründen — zumindest was die bekannteren Serien anlangt — bei jedem der in Abständen von 14 Tagen oder 4 Wochen erscheinenden Hefte mit einer Auflage von 100 000 bis 900 000 Exemplaren gerechnet werden. Bei der Beurteilung ihrer Wirksamkeit ist jedoch noch zu beachten, daß diese Hefte bei den Kindern reihum gehen, so daß die Zahl der Konsumenten wahrscheinlich die Zahl ihrer Käufer und somit die Zahl der publizierten Exemplare weit übersteigt. Niemand kann daran zweifeln, daß wir es bei den Comics mit einer pädagogisch relevanten Realität größten Ausmaßes zu tun haben. Ihr gegenüber — so geschieht es häufig — geltend zu machen, es sei seit jeher so gewesen, daß Erzieher — weltfremde Träumer und Narren nämlich, die das Leben nach altfränkischen Modellen zu erneuern trachten — sich über solche Produkte unangemessen zu erregen pflegten, bekundet nichts anderes als spießbürgerliche Gleichgültigkeit gegenüber der Zukunft. Versuchen wir einmal, die Eigenart der zentralen Figuren solcher Bildergeschichten und die sich in ihrem Handeln bezeugenden Sinnhorizonte zu erkennen! Wir befragen also die Comics darauf, welche Modelle des Lebens sie unseren Kindern nahebringen.

Bezeichnend ist für alle Serien, daß der Handlungsablauf durch ein primitives Schwarz-Weiß-Schema bestimmt ist, das nur den Kontrast von massiven Gefühlsrichtungen und Intentionen erlaubt. Dementsprechend sind es nicht etwa Menschen, die in dem dargestellten Geschehen miteinander umgehen oder einander gegenübertreten, sondern zur Schablone erstarrte Typen in menschenähnlicher Gestalt. Auf der einen Seite stehen die Helden, Wesen nämlich von übermenschlicher Stärke, Geschicklichkeit, Schnelligkeit und Umsicht. Sie vermögen — selbst unbewaffnet — zahllose Kämpfe mit einem Haufen rüder, bewaffneter Gesellen und mit reißenden wilden Tieren spielend zu bestehen und sich dann ohne jede Anstrengung aus der Gefangenschaft, in die sie um der Spannung willen dennoch mitunter geraten, zu befreien, auch wenn ihr Gewahrsam durch hohe Mauern und dicke Eisengitter gesichert ist. Jeder Betrach-

ter erkennt sie sogleich an ihrer athletischen Gestalt und an jenem rassigen, faden Gesicht, bei dessen Entwurf der Aberglaube von der Überlegenheit der nordischen Rasse fröhliche Urständ feiert. Sie sind tapfer, aufrichtig, treu und stets bereit, den Bedrängten beizuspringen und deren Bedrücker zu „erledigen". Jedem Zweifel, jeder Anfechtung, jeder Versuchung dank ihrem ehernen Charakter entrückt folgen sie unbeirrt dem Gesetz ihres Daseins: bei ihren unsteten Fahrten durch die Kulissenlandschaften des Dschungels, der Steppe, des Felsengebirges und der Großstadt, bei ihrem Aufenthalt in unterirdischen Höhlen, in Königspalästen, Gefängnissen, Nachtklubs und Götzentempeln den „Feind" aufzuspüren und zu erschlagen. Gäbe es noch das „Schwarze Korps", so müßte sich sein Redakteur heute dieser Figuren bedienen, um Hitlers Normen von vitaler Männlichkeit — wir erinnern uns: „hart wie Kruppstahl, zäh wie . . ." und so fort — darzustellen. Bedeutsam ist schließlich, daß diese Helden ihre Tugenden zumeist in den gegenwärtigen Verhältnissen bewähren: sie verstehen ein Düsenflugzeug und einen Überseedampfer zu manövrieren, das Elektronenmikroskop zu handhaben, einen Roboter einzuweisen, sie bedienen sich des Telephons und übermitteln ihre Signale auf drahtlosem Wege. Ihre heroische Einsamkeit wird von Gefährten geteilt, von Frauen nämlich, die selbst im Urwald ein sorgfältiges make-up zu wahren wissen und in eleganter Reithose und straffer Hemdbluse oder in knappem Badeanzug dem „Feind" unerschrocken demonstrieren, was ihre Produzenten als Überlegenheit des Guten verstehen. Es versteht sich, daß sie, um den Anforderungen der prähistorischen Kulisse gewachsen zu sein, schwimmen und tauchen wie behende Flußlachse, das Lasso werfen wie ein erfahrener Cowboy und reiten wie Beduinen. Um diese beiden, die Helden also, und ihre Diana, Rita oder Jane, gruppieren sich noch andere „Edelinge" in sorgsamer Stufung bis hin zu einem hündisch ergebenen, riesigen Affen. Sie alle dienen dem Helden, der in einer bösen Welt, in der es vom Ungeziefer hinterlistiger, gemeiner Schurken wimmelt, die absolute Gerechtigkeit und Vollkommenheit verkörpert.

Auf der anderen Seite stehen also dann die Feinde, brutale Gesellen und Banditen von abstoßender Häßlichkeit, vertierte Eingeborenenstämme oder gar Wesen von je zur Hälfte tierischer und menschlicher Gestalt. In eben dem Maße, in dem die Helden die unangefochtene Vollkommenheit darstellen, verkörpern sie die radikale Schlechtigkeit und Verkommenheit. Zu jeder Umkehr oder Besserung unfähig, verdienen sie nichts anderes, als wie ekelhaftes Gewürm zertreten und vernichtet zu werden. Und so werden sie dann auch im Verlauf des Geschehens von gnadenloser Vergeltung ereilt. Freilich bedarf es, um die Anteilnahme der jugendlichen Konsumenten zu erlangen, einiger Spannungsmomente. So erweckt der Handlungsverlauf zunächst den Eindruck, als ob es den Feinden gelingen könne, den Helden zu überwinden, da sie ihn in schwere Bedrängnis bringen; am Ende jedoch bricht die Rache unaufhaltsam über sie herein: Auf eine Weise, die sich an den Techniken der Konzentrationslager orientiert, werden sie „erledigt". Selbstverständlich vermögen diese Vergeltungsmaßnahmen den Helden, der sie, vom Schicksal dazu auserwählt, zu vollbringen hat, nicht zu beunruhigen. Es wird ja nur das Leben von Wesen ausgelöscht, die sich dadurch, daß sie ihm feindlich gegenüberstehen, selbst als Untermenschen gekennzeichnet haben. Somit ist es sinn- und wertlos und darf nicht nur, sondern muß vernichtet werden, wobei dann die Zahl der Betroffenen überhaupt keine Rolle spielt. Dieser abschließende Akt gilt dann in den beredten Apologien dieser Machwerke als der „Sieg des Guten", der das Geschehen zu rechtfertigen vermöge. Der Held irrt sich

nie, unbeirrt ist er des Guten gewiß. So wird sein Wille zum obersten Gesetz des Daseins, so rückt er unversehens an die Stelle des Weltenrichters, vor dem alle Kreatur erzittert.

Es ist nun wohl offenbar, wie die Welt den Kindern im Spiegel der Comics erscheinen muß: als ein Planet, in dessen Schluchten, Ebenen, Gewässern und Wäldern unaufhörlich tödliche Gefahren drohen, so daß es ratsam ist, auf der Hut zu sein. Es gibt keine Geborgenheit oder gar ein umfriedetes Zu-Hause, in dem man beruhigt aufzuatmen vermöchte. Auf diesem Planeten, auf dem geschichtslose Zustände und zivilisatorische Verhältnisse seltsam miteinander vermischt sind — übrigens ist diese Verwebung ein alter Trick aller Darstellungen, die Sensationen erstreben, da immer dann, wenn Verhältnisse einbezogen werden, die dem Betrachter zugänglich sind wie etwa eine Großstadt, auch die phantastischen, bizarren Kulissen Realität gewinnen — auf diesem Planeten also tobt ein erbarmungsloser Kampf zwischen zwei Gattungen von Menschen. Die eine Gattung ist zu abgründiger Bosheit verdammt, zur unveränderlichen Daseinsform des „Untermenschen", dem bezeichnende menschliche Möglichkeiten wie Einsicht und Umkehr endgültig versagt sind. Die andere Gattung ist ebenso unwiderruflich zum „Übermenschen" bestimmt, dazu also, die anderen Wesen auszurotten, um dann die Glorie ihres Daseins ungestört genießen zu können. Auf diese Weise werden die menschlichen Beziehungen auf ein Schema reduziert, das als Inbegriff der Unmenschlichkeit gelten kann: auf das Verhältnis von Freund und Feind; auf diese Weise werden die Möglichkeiten des Menschen auf eine Verhaltensweise festgelegt, die er mit Tieren gemein hat: auf den Kampf. In dieser Welt haben Tugenden, die der menschlichen Bestimmung gerecht werden, keinen Raum. So lassen sich in den Handlungsabläufen der Comics auch keine Akte erkennen, die in Mitleid, Vertrauen, Vergebung, Großmut oder Erbarmen ihren Ursprung haben könnten. Vielmehr walten dem Schema entsprechend lediglich die Vorsätze der Rache und Vergeltung. Und so enthüllt sich dann auch der „Sieg des Guten", auf den sich die verantwortlichen Publizisten mit dem Hinweis darauf, daß er „early projective needs" erfülle und angemessen steuere[3]), so gern etwas zugutehalten, als eine bloße Überwältigung des Schwächeren durch den Starken. Nichts tritt darin von der Würde des Sittlichen in Erscheinung, wohl aber etwas von der Überlegenheit wuchtiger Fäuste und einer gerissenen, wendigen Intelligenz. Welche Welt- und Lebensdeutung schlägt also den Kindern in den Comics entgegen? Mit einem Wort: die des Nihilismus in seiner faschistischen Ausprägung.

Wenn es neben diesem Schema noch eines Beleges für ein solches Urteil bedürfte, so taugten besonders jene „Luftblasen" der Comic strips dazu, welche die Schimpfwörter, den Gaunerjargon, die primitiven Verstümmelungen der deutschen Sprache und die englischen Sprachbrocken enthalten, die die „Sprache" der Helden und ihrer Widersacher ausmachen. Es ist leicht, aus diesen Sprachfetzen und unartikulierten Lauten ein „Wörterbuch des Unmenschen" zusammenzustellen und somit sowohl die fatale Nachbarschaft zu erhellen als auch die Tendenz aufzuzeigen, ein Gefäß und ein Instrument menschlichen Geistes zu zerstören, das Sachlichkeit und Freiheit verbürgt.

Daß der Nationalsozialismus selbst seine Gegner verdorben habe, so daß sie nun auch zu radikalen Maßnahmen neigten, wird häufig beobachtet. Selbst auf die Gefahr hin, daß mir vorgeworfen werde, ich sei in Intentionen befangen, die gerade in Comic strips ihren beredten Ausdruck finden, stehe ich angesichts der Tatsache, daß

eben diese „Geschichten" im Jahre 1952 in der Bundesrepublik Deutschland — dem Zeugnis von H. Ott zufolge — eine Auflage von mehr als 93 Millionen erlangten, was übrigens einen Gesamtumsatz von 20 Millionen Mark bedeutet, während es Jugendbücher und -schriften nicht einmal auf eine Auflage von knapp 10 Millionen Exemplaren brachten, dafür, daß Comic strips einfach verboten werden müssen. Oder fehlt es unserem Gemeinwesen schon wieder am Willen zur Selbstbehauptung?

Horst Wetterling

Anmerkungen: [1]) *O. Kroh*, Entwicklungspsychologie des Grundschulkindes. Langensalza 1944 (13. bis 19. Aufl.) S. 253. — [2]) *M. Doetsch*, Comics und ihre jugendlichen Leser. Meisenheim a. G. 1958. — *H. Ott*, Vielseitige Bemühungen um das gute Buch für die Jugend. In: Deutsche Jugend 1953, Heft 9. — [3]) *K. M. Wolf* und *M. Fiske*, The children talk about comics. In: P. F. Lazarsfeld and F. N. Stanton, eds., Communication research. New York 1949.

Menschliches Leben bedarf der Zucht. Das Tier ist in seine Umgebung eingespannt, seine Instinkte und Triebe leiten es richtig. Wenn es seinen Hunger gestillt hat, hört es auf zu fressen. Der Mensch allein ist frei. Er wird nicht untrüglich von seinen Sinnen geleitet; er hat einen unersättlichen Hunger nach Wirklichkeit. Darum bedarf er der inneren Führung, die seine Bedürfnisse ordnet und Maß hält; er bedarf der Zucht.

Also gerade weil er nicht gebunden ist, sondern frei, darum braucht er ein Organ, das ihm das Maß gibt; weil er so reich ist, über seine Notdurft hinaus, darum bedarf er der Zucht.

Zunächst messen die Eltern dem heranwachsenden Menschen zu, was ihm zuträglich ist. Doch kommt es bei der Erziehung eben nicht nur darauf an, daß die Kinder ihre Bedürfnisse stillen können und selbst zu befriedigen lernen, sondern daß sie es üben, sich in Zucht zu nehmen, also selbst die Maße zu bestimmen, in denen sie leben, und ihr Verhalten in der Wirklichkeit selbst zu ordnen. Hans-Rudolf Müller-Schwefe

STIMMEN VON DRAUSSEN

„Benutzt den Beichtstuhl!"

Einen originellen Beitrag zur Diskussion über die Bedeutung der Beichte in der evangelischen Kirche veröffentlicht der dänische Pastor Hans Magle im Feuilleton des *„Kristeligt Dagblad"* vom 18. Juli 1960. Er erzählt da, wie er an einem „Sonntagmorgen in Kopenhagen" auf einem Spaziergang durch die Stadt Sören Kierkegaard leibhaftig begegnet sei und sich mit ihm in ein theologisches Gespräch verwickelt habe. In einer „Nachschrift" betont Magle, „daß sozusagen jedes Wort, das hier dem Doktor Kierkegaard in den Mund gelegt wird, in seinen Schriften zu finden ist . . . Bezüglich der wichtigeren Stücke — u. a. über den Beichtstuhl — verweise ich auf die Tagebuch-Aufzeichnungen, Sören Kierkegaards Papiere, Bd. X, Abt. 2, Nr. 239, 430 und 637, sowie X, Abt. 3, Nr. 143 und Bd. IV der gesammelten Werke S. 366."

„Alle Türme und Spitzen zeigen nach oben. Das merkt man jetzt in der Stille. In der Regel jedoch muß jemand da sein, der es uns sagt. Einen solchen hat es auch etliche Male in der Geschichte Kopenhagens gegeben. Vor hundert Jahren gab es dort Sören Kierkegaard . . . Er wußte, was Christentum heißt: daß es Existenz-Übermittlung ist, unabhängig von allem wissenschaftlichen Lebens- und Weltverständnis, und er sprach es aus, — sprach es aus mit einer Leidenschaft, die ihn buchstäblich zu Tode verzehrt hat. Und trotzdem haben nur äußerst wenige auf ihn gehört . . .

Ich schrak zusammen. Träumte ich oder war ich wach? Ganz egal! Hier war kein Irrtum möglich. Dort kam er ja selbst um die Ecke vom Alten Strand gegangen. Ich gab meinem irrationalen Bewußtseinsleben freie Bahn: ‚Guten Morgen, Herr Doktor Kierkegaard.' ‚Guten Morgen! Kennen wir uns?' fragte er. ‚Sie kennen mich nicht, aber ich kenne Sie.'

‚Nun, vielleicht handelt es sich um meine Hosenbeine', antwortete er und schielte auf seine dürren Beine herab. ‚Nein', antwortete ich, ‚die Hosenbeine interessieren mich nicht. Ich bin kein Schneider.' ‚Das sind Sie nicht? Was sind Sie dann?' ‚Pastor.'

‚Sind Sie Pastor? Du lieber Gott! Die Pastoren wollten sich nicht zu mir bekennen, als ich le . . . ., also: zu meiner Zeit. An und für sich hätte ich selbst gerne Pastor werden wollen, aber die Vorsehung wollte es anders. Heutzutage sind die Pastoren sicher auch etwas anders, als sie es damals waren. Was ich gegen sie hatte, war dieses, daß sie die Indulgenz (= Nachsicht) verkündigten, aber die Forderung verschwiegen. Aber reden konnten sie, sie weinten und schwitzten und hauten in die Kanzel, daß insbesondere die weiblichen Zuhörer wollüstig erschauderten. Heute — so hat man mir berichtet — lesen viele ihre Predigt vor, so wie die Dozenten an der Universität ihre Vorlesung lesen. Ich habe auch beobachtet, daß es hier in der Stadt am Sonntagmorgen menschenleer ist — sowohl innerhalb wie außerhalb der Kirchen. Wo sind die Menschen?'

‚Sie sind draußen auf dem Lande und gehen baden.'

‚So, tun sie das. Das habe ich auch sehr gern getan — auf jeden Fall das Erstere. Es muß übrigens schwer sein, hier Pastor zu sein, wenn die Leute sozusagen alle der Kirche den Rücken zuwenden. Ich denke nicht so sehr an die Intellektuellen. Die habe ich schon seit langem aufgegeben . . . Sie scheinen genug zu haben an dem, was sie die objektive wissenschaftliche Wahrheit nennen. Aber die vielen schlichten, einfachen Menschen, die ich immer so gerne habe leiden mögen, alle diese großen Kinder, die so unmittelbar leben und aus alter Gewohnheit ein klein wenig sündigen, wie sie aus alter Gewohnheit ihre Zähne bürsten, und die ebensowenig den Taufschein ihrer Kinder wie eine Lebensversicherung entbehren möchten — was fangen wir eigentlich mit ihnen an?'

‚Ja, wenn ich es nur wüßte, Herr Doktor Kierkegaard! Könnten Sie nicht einen guten Rat geben?'

‚Das könnte ich wohl, aber ich habe es ja schon vor langer Zeit gesagt und niemand hat es bemerkt. Sie sollten den Beichtstuhl benutzen. Das Entsetzliche ist ja diese grenzenlos aufgedunsene theologisch-wissenschaftliche Verwirrung des Christentums. Und da meint man, man könnte sie mit einem neuen theologischen Werk oder mit einem neuen System bekämpfen, das die Pastoren dann mit großem Eifer von den Kanzeln herab dozieren, dieweil die Leute weder das eine noch das andere verstehen. Nein, nein, Kinder, die Sache ist ganz einfach. Man besorge mir einen einzigen wirklichen Beichtvater und verpflichte den theologischen Professor, im

Beichtstuhl Gott zu begegnen, und ich werde die ganze Theologie eins-zwei-drei aus ihm herausgebeichtet haben . . . Im Beichtstuhl würde der theologische Professor entdecken, welcher Nachsicht er bedarf, um weiterhin Professor sein zu können . . . Aber wir sprachen ja von den einfachen Menschen. Ich sage es wieder: Benutzt den Beichtstuhl! Der fehlt ihnen! Sie wissen es selbst nicht, und wie sollten sie auch? Sie leben ja unmittelbar und in Angst — so wie Kinder im Dunkeln, wenn sie allein sind und weder Vater noch Mutter finden können. Ja, sie wissen nicht einmal, wovor sie Angst haben. Im Beichtstuhl bekommen sie Luft für all das Namenlose, so daß der Zauber verschwindet. Und dort entdecken sie, daß sie nicht allein sind, sondern einen Mitmenschen haben, einen Mitleidenden. Und dort besteht auch die Möglichkeit, daß sie entdecken könnten, daß sie einen Vater im Himmel haben. Warum gebraucht Ihr Pastoren nicht den Beichtstuhl?'

‚Der Beichtstuhl wurde vor 150 Jahren abgeschafft.'

‚Unsinn! Es mag sich zwar objektiv historisch und tatsächlich so verhalten, aber das ist doch keine Entschuldigung! Ist er abgeschafft, dann führt ihn doch wieder ein! Es geht hier um Leben und Tod, mein Herr. Der letzte Rest des Christentums in Kopenhagen ist der Taufschein. Haben Sie sich überlegt, wie weit man mit diesem Rest kommt? Worauf warten Sie? Daß eine neue wissenschaftliche Welterklärung die Tatsache wahrscheinlich machen sollte, daß Gott Mensch geworden ist, oder daß ein neues theologisches System mit allen Schwierigkeiten fertig werden sollte? So abergläubig war man zu meiner Zeit. Damals übersah man, daß es sich beim Glauben um eine völlig andere Kategorie als bei der Vernunft handele. Aber für diese ganze verwirrte Auseinandersetzung hat der Mann von der Straße keinen Bedarf; er versteht sie nicht und sie langweilt ihn — mit Recht. Dagegen bedarf er des Beichtstuhls!

Wie können wir ihn wieder einführen? Leicht wird es selbstverständlich nicht werden. Zuerst müssen wir Beichtväter finden — Pastoren, mit Mut und Vollmacht. Mit Mut, d. h. dem Mut, sich offen einzugestehen, daß sie dem Sünder, der beichtet, nichts voraus haben, daß sie genau so verloren sind wie er. Und Vollmacht will besagen die Vollmacht, die keine Erschütterung kennt, auch wenn der tiefste Abgrund der Seele und die finstersten Taten der Nacht enthüllt werden, sondern nur den Befehl des Allerhöchsten kennt, dem Reuigen zu vergeben.

Ach, vielleicht ist es schon zu spät. Denn die Pastoren haben seit langem aufgehört, Seelsorger zu sein; das wurden inzwischen die Ärzte. Und statt daß man durch Reue und Glauben ein anderer Mensch wird, wird man es jetzt durch Wasserkuren und dergleichen.'

‚Entschuldigen Sie bitte, Herr Doktor Kierkegaard: besteht denn kein Unterschied zwischen der Intention des Arztes und der des Pastors, wenn sie als Seelsorger handeln? Verfolgen beide das gleiche Ziel?'

‚Nein, selbstverständlich nicht. Die Psychiatrie will den Patienten heilen. Sie will ihn von der Angst befreien, und das kann sie möglicherweise auch in vielen Fällen, vielleicht gar in den meisten, aber nur, indem sie ihn gleichzeitig seiner Freiheit beraubt, seiner eigentlichen Menschlichkeit, und indem sie ihn an die Endlichkeit bindet. Weiter kann die Psychiatrie nicht gelangen, und will es auch gar nicht. Der Seelsorger, der Beichtvater mit Mut und Vollmacht hat gegen die Intention der Psychiatrie nur diesen einen Einwand zu erheben, daß er sich hiermit weder begnügen kann noch will. Im Gegenteil, jetzt beginnt es erst ernstlich. Alles andere war nur Einleitung. Wir kommen jetzt zum Kern der Sache, wo es darum geht, die Freiheit, die Menschlichkeit aufzurichten und den Sprung über die noch furchtbarere Angst zu unternehmen, die die Schuld und die Verlorenheit und die Indulgenz aufdeckt, die Gnade ohne Grenzen, und die absolute Forderung: Du sollst lieben! — und wo der Patient seine Verlorenheit und sein Elend annimmt und sich ganz auf Gott wirft — welch ein Meisterwurf!

Mit all diesem Eigentlichen befaßt sich die Psychiatrie nicht. Sie vermischt nicht die Kategorien. Dazu ist sie zu klug. Schlimmer verhält es sich mit dem Christentum, dem es offensichtlich wie dem Spinat ergangen ist: anfangs war es mit Gold nicht aufzuwiegen, später erhält man sozusagen jede Menge für ein paar Groschen. Vor 1900 Jahren war der Preis des Christentums so hochgeschraubt, daß man alles, was man hatte, verkaufen mußte, um es zu bekommen. Heute ist es so billig geworden, daß niemand etwas dafür bieten mag!'

In diesem Augenblick fingen alle Kirchenglocken Kopenhagens an zu läuten ... Alle waren verschieden, und trotzdem verschmolzen die Glockentöne zu einer wunderbar schönen Harmonie. Die Luft über der sonntagsstillen Hauptstadt war vom Glockenklang erfüllt — ja, so erfüllt, daß die Straßenbahn, die gerade über die Sturmbrücke ratterte, wie ein komisches Mißverständnis wirkte ...

‚Gehen wir miteinander in die .... kirche?' fragte ich und blickte mich um. Aber da war niemand. Ich war allein.

Und in der Kirche gab es keinen Beichtstuhl und keinen Beichtvater. Aber — ER war da. Und obwohl die Schuld schwerer und die unbedingte Forderung unmöglicher wurde, hieß es doch am Schluß: ‚Gehet hin im Frieden!'"

„Kinder, Küche, Kirche" — der Lebensbereich der australischen Frau

Nach Australien ist die Emanzipation der Frau noch nicht gedrungen. Keine Sorgen um die Gleichberechtigung, aber auch kein Mangel an heiratsfähigen Männern bedrängen die australische Frau. Das Land ist wohlhabend, und die Konkurrenz der Völker Asiens noch nicht unmittelbar bedrohend (*„Economist"*, 6. 8. 60).

„Die Frauen Australiens sind bekanntlich tüchtig, energisch und findig. Sie erlangten das Wahlrecht ohne jeden Kampf, ehe die englischen Frauen überhaupt daran dachten, sich auf den Aufruhr zu verlegen, zunächst in Südaustralien im Jahre 1894 und später in Viktoria im Jahre 1908. Sie haben eine Erziehung genossen, die nicht merklich schlechter ist als die ihrer Brüder. Sie gehen nunmehr seit langem in beträchtlicher Zahl auf die Universitäten, so daß zur Zeit eine Studentin auf 3,5 Studenten kommt. Und doch ist in Australien mehr als in England und weit mehr als in Amerika der Platz der Frau das Haus.

Es ist zwar richtig, daß von den Frauen der Handarbeiter viele zur Arbeit gehen, um schneller wohlhabend zu werden, ein Drang, der der australischen Wirtschaft allgemein einen solchen Impetus gibt. Man darf erwarten, daß diese Zahl steigt, da die gleiche Bezahlung, die schon jetzt den öffentlichen Angestellten durch Abschlagszahlungen in Neu-Südwales gewährt wird, nunmehr auch von anderen Verwaltungen und Organisationen zugestanden wird. Aber Frauen in verantwortlichen und führenden Berufen gibt es beinahe überhaupt nicht — außer solchen, die in einem Berufe qualifiziert sind. Aber auch sie sind gewöhnlich sowohl in der Bezahlung wie in der Beförderung benachteiligt, es sei denn, sie arbeiten für eine Firma, die der Familie gehört. In der Politik haben sie kaum Spuren hinterlassen. Es gibt augenblicklich vier weibliche Senatoren im Bundesparlament, aber kein weibliches Mitglied des Repräsentantenhauses. In seiner ganzen Geschichte waren es nur zwei. Eine von ihnen — Frau Enid Lyons — wurde Minister, aber für sie sprach ebenso wie für Frau Bandaraneike, daß ihr verstorbener Mann Premierminister gewesen war.

Weshalb ist die Welt der australischen Frau an ‚Kinder, Küche, Kirche' gebunden? Man darf hier nicht allein auf die vor Augen liegenden Ursachen sehen, sondern muß auch die Einstellung beachten, die ihnen zugrunde liegt. Die vornehmste unter den offensichtlichen Ursachen ist die Tatsache, daß Australien keine ‚überschüssigen' Frauen hat. Auf 102 Männer kommen 100 Frauen. Die sichere Aussicht auf eine Ehe hat die Einstellung der Frauen von Kindheit an beeinflußt. Wenn sie einmal verheiratet sind, sind sie sehr tätig. Die Kinder gehen in der Regel in Tagesschulen. (Obwohl es Internate im Stil der englischen Public Schools gibt, besteht weder ein moralischer noch ein sozialer Zwang, selbst zu hungern, um seine Kinder dorthin zu schicken.) Als Hilfe im Haushalt haben sie gewöhnlich eine Stundenfrau. Da sie meinen, daß in England bei jedem Druck auf die Glocke ein Hausmädchen mit Häubchen erscheint, halten sich die Australierinnen den Engländerinnen gegenüber für sehr viel stärker benachteiligt, als sie es tatsächlich sind. Der Hauptunterschied besteht darin, daß man Hausangestellte selten im eigenen Haus aufnehmen kann, weil die australischen Häuser dazu gewöhnlich zu klein sind. Irgendwie gehört es auch nicht zum australischen Stil, zu bedienen oder sich bedienen zu lassen.

So ist die australische Frau sehr an das Haus gebunden, so lange ihre Kinder klein sind. Aber selbst wenn sie keine Kinder hat oder diese das Haus verlassen haben, wird sie sich damit begnügen, ihre überschüssigen Energien an das Bridge oder die Wohltätigkeitsorganisationen zu wenden. Ein Grund dafür ist sicherlich, daß keine verantwortlichen und hochbezahlten Stellungen für

Frauen zu haben sind, seien sie nun verheiratet oder unverheiratet. An sich hat die australische Frau eher mehr Anreiz zum Mitverdienen als die englische, weil ihr Einkommen steuerlich nicht zu dem ihres Mannes hinzugerechnet wird. Aber sie hat in der Regel gar nicht das Bedürfnis, sich einen interessanteren Lebensbereich zu suchen, als ihn ihr eigener Haushalt ihr darbietet. Übrigens sind ihr einige Berufe, vor allem bekanntlich der Staatsdienst, einfach deshalb verschlossen, weil sie verheiratet ist.

Das eigentliche Hindernis, das die Frauen von den besseren Stellungen fernhält, ist jedoch das australische Vorurteil, daß sie keine anderen als einfachere Berufe haben sollten. Diese Einstellung wird von den Kirchen genährt, die in Australien stark sind und die Gefahren predigen, die der Familie und den Kindern drohen, wenn die Frau zur Arbeit geht. Ihr entspricht die Furcht vieler australischer Männer, daß eine Tätigkeit ihrer Frauen ihre Fähigkeit als Verdiener in Frage stellen könnte. Am stärksten gestützt wird das Vorurteil jedoch dadurch, daß die meisten Frauen mit ihrem Schicksal zufrieden sind.

Diese Feststellung führt einen zu den traditionellen Haltungen, die sich unter den zutage liegenden Gründen verbergen. Überall versuchen sich die Menschen nach einem Bilde zu formen — gewöhnlich nach einem allgemein anerkannten Bilde dessen, was sie sein sollten. Das Bild der australischen Frau ist das der tüchtigen Hausfrau und Mutter. Es gewann seine Gestalt in den Pioniertagen des letzten Jahrhunderts, wo große Anforderungen an den Mut, die Findigkeit und die Geschicklichkeit der Frauen gestellt wurden, und wo man ihnen einen besonderen Wert — und übrigens auch einen Seltenheitswert — zumaß, gerade weil sie fähig waren, in diesem rauhen Lande ein Heim zu schaffen. Der Respekt, der ihrer Großmutter gezollt wurde — und die Fähigkeiten, auf Grund deren er erworben wurde —, haben sich auf die moderne Frau in ihrer mit den neuesten Errungenschaften ausgestatteten Küche vererbt. Das rettet sie vor einem Gefühl der Unterlegenheit.

Der australische Ehemann ist, obwohl er sehr entschiedene Ansichten darüber hat, welcher Art die Arbeit sein soll, die Frauen verrichten, weit davon entfernt, es für unter seiner Würde zu halten, im Haushalt mitzuhelfen. Im Gegenteil, er hilft sehr weitgehend, wenn er seine eigenen Aufgaben, den Wagen zu waschen, die Wiese zu mähen und das Holz zu hacken, erledigt hat. Seine Haltung den Frauen gegenüber ist jedoch utilitaristisch und ohne Romantik. Cyril Peal schreibt in seinem Buch ‚Sie wünschen also, ein Australier zu werden' die hübsche Zusammenfassung: ‚Es ist nicht richtig, daß der gewöhnliche Australier es versäumte, den Wert der Frauen zu erkennen. Jeder Mann wird ihnen erzählen, daß sie unentbehrlich seien, die Picknickkörbe zu packen und anderen Frauen Gesellschaft zu leisten, während er selbst mit ihren Männern ein Glas leert.' An seiner Sehnsucht, mit den Söhnen den Frauen zu entfliehen, ändert sich auch dadurch nichts, daß nunmehr zu dem Bild der guten Hausfrau das der eleganten Frau hinzugenommen wird. Ein gründliches Studium der Modehefte und ein ständig hoher Standard an Eleganz und gutem Aussehen retten die australische Frau bei vielen Gesellschaften nicht davor, allein gelassen zu werden, während die Männer, Erben einer Tradition, die gesellschaftliche Fähigkeiten als nicht ganz männlich betrachtete, sich zueinander gesellen, um Geschäfte, Politik und Sport zu diskutieren. Wenn man die Wahrheit sagen soll, scheinen dies die Frauen, obwohl sie etwas reumütig dabei lachen, vorzuziehen. Die Beschäftigung mit praktischen Dingen und die selbstauferlegte Begrenzung ihrer Interessen haben viele dazu geführt, daß sie den Männern auch wirklich wenig zu sagen haben.

Ob ihnen das nun Kummer macht oder nicht: wie können die Bildung der Frauen und ihre Fähigkeiten davor bewahrt werden, mit dem Abwaschwasser die Leitung hinunterzugehen? Das ist ein Problem für alle fortgeschrittenen Länder, wo in diesem Fall der Steuerzahler heutzutage gewöhnlich zugleich eine beträchtliche Investition im Abflußrohr verschwinden sieht. Aber es ist doch sehr bemerkenswert, daß Australien, eine sich sehr schnell entwickelnde Nation mit einem großen Bedürfnis nach gut ausgebildeten Leuten, so zurückhaltend darin ist, seine fähigen Frauen umfassender heranzuziehen."

BÜCHER

Kirche und Welt

Bernhard Häring, Macht und Ohnmacht der Religion. Religionssoziologie als Anruf. Otto Müller Verlag, Salzburg 1956, 447 S., 14,70 DM.

In der Frage nach dem Verhältnis von Kirche und Welt treffen sich heute viele Linien. Man stößt auf diese Frage als die gerade noch zugängliche Form des unser Dasein schlechthin bestimmenden Grundproblems: der sich neu gebenden, aber unserer Sprache sich noch entziehenden Relation von Wahrheit und Wirklichkeit. Diese bewegende, aber noch kaum zu bedenkende Mitte unseres Daseins hat für den Christen den Aspekt der Wirklichkeit des Göttlichen und der Gottbezogenheit des Wirklichen. Das ist der Grund der Frage nach dem Verhältnis von Kirche und Welt, aber auch ihre Grenze. Nur wo man die Notwendigkeit der Frage von diesem Grund her sieht, wird man ihrer Dimensionen gewahr, denen gegenüber die gängigen Schematismen vom Jahrhundert der Kirche oder vom Ende des konstantinischen Zeitalters, von klerikalistischen Wünschen und katakombischen Sehnsüchten sich wie kaputtes Kinderspielzeug ausnehmen. Andererseits wird alles, was theologisch und soziologisch, gewichtig genug, zum Verhältnis Kirche — Welt gesagt werden kann, dadurch begrenzt, daß es uneigentliche Rede ist, der ein Stück Unwirklichkeit in der Un-Gestalt intellektueller Konstruktion anhaftet. Was ist Kirche, wenn nicht die Berufung dessen, das alles in allem ist? Was ist Welt, wenn nicht der Name für das, was Gott so geliebt hat, daß er seinen Sohn gab? Theologen und Soziologen wissen wohl über beides in seiner Verschiedenheit manch Treffendes zu sagen. Aber auch sie leben mit uns allen nicht in der Kirche oder in der Welt oder in beiden abwechselnd oder zugleich. Sondern wir leben in der einen Wirklichkeit, mag unser Denken und Erleben noch so viele verschiedene Räume nötig haben. Diese eine Wirklichkeit ist die Gegenwart Gottes oder seine Abwesenheit, aber nicht seine Gegenwart in der Kirche und seine Abwesenheit in der Welt.

Um Kirche und Welt in ihren grundlegenden wie besonders ihren neu zu durchdenkenden und neu zu ordnenden Beziehungen geht es in diesem sympathischen Buch eines römisch-katholischen Ordensgeistlichen. Je länger man liest, desto lieber gewinnt man den Verfasser. Die klar gedruckten Seiten mit sparsamen Anmerkungen, die sauber untergliederten Teile, alle versehen mit eingängigen Titeln und Zwischentiteln und mit hilfreichen Literaturangaben, die Statistiken und graphischen Darstellungen und die sehr fleißig gearbeiteten Sach- und Personenverzeichnisse schaffen eine Atmosphäre unaufdringlicher, gewissermaßen milder Gelehrsamkeit. Und doch liegt über dem Ganzen die Dringlichkeit der Stunde, der „Anruf" und der Wille, jetzt und hier Konsequenzen zu ziehen im Denken und Handeln. Daß die Welt anders geworden ist, ja daß sie sich rapide verändert, wird deutlich gesehen, wenn vielleicht auch nicht immer zureichend gedeutet. Daß auch die Kirche sich ändert, ja in vielem ändern muß, ist des Verfassers praktische Überzeugung. Dies mit einer statisch konzipierten Wesenidentität der dogmatisch verstandenen Kirche ins rechte Verhältnis zu bringen, ist eine dem katholischen Theologen von Hause aus mitgegebene Schwierigkeit. Daß die Kirche dies oder jenes, etwa ein bestimmtes Verhältnis zum Staat, jedenfalls in der Lehre „immer" schon so vertreten habe, wie es ihr Häring heute, wie wir meinen mit Recht, zur Aufgabe macht, ist für den hier näher an der Geschichte angesiedelten Protestanten mitunter uneinsichtig und ohne appellative Kraft. Aber was bedeutet das schließlich dem gegenüber, was der Verfasser, indem er in und zu seiner Kirche spricht, uns Evangelischen in unser protestantisches Stammbuch zu schreiben hat: daß der Geist nichts ist ohne Leib, daß der gute Wille nichts hilft ohne Organisation, daß gesellschaftliches Wirken nur in der Gruppe und durch die Gruppe möglich ist, daß man dem Problem der Macht nicht beikommt, indem man es ignoriert oder gar machtlüstern die Ohnmacht glorifiziert. Man könnte so noch eine Zeitlang weitermachen. Aber dies würde den falschen Eindruck erwecken, als ginge es dem Verfasser um mehr oder weniger beher-

zigenswerte Devisen. Nein, sein „Anruf" ist nicht moralisch, sondern pastoral gemeint. Indem er Schritt für Schritt mit sorgfältigen Belegen aufweist, wie es ist und wie es zugeht, führt er den Leser zur Erkenntnis dessen, was die Kirche heute durch den Träger des Amtes und erst recht durch ihre nicht beamteten, aber begnadeten Glieder zu tun hat. So ist er Soziologe und Theologe und entwickelt seine „Sozialtheologie" als einen Beitrag für die „Pastoralwissenschaften". Ich kenne kein Buch, in dem diese Zielsetzung so unmittelbar und umfassend, so kenntnisreich und besonnen durchgeführt wäre wie hier.

Nach einer der Bestimmung der Aufgabe dienenden Einleitung behandelt der erste Hauptteil „Theologische Grundfragen der Religionssoziologie". Er handelt vom Gemeinschaftscharakter der Religion. — Der Begriff der Religion in dem Buch ist fließend. Meistens wird der christliche Glaube im katholischen Verständnis darunter verstanden, gelegentlich auch das psychische oder soziale Phänomen von Religion. — Das zweite Kapitel ist der theologischen Frage des Verhältnisses von Reich Gottes und Welt gewidmet. Interessant sind besonders die aufgezeigten religionssoziologischen Auswirkungen der verschiedenen theologischen Grundauffassungen. Ein weiterer Abschnitt behandelt das Verhältnis von Kirche und Staat mit einer klaren Abgrenzung gegenüber theokratischen Ansprüchen der Kirche und einer ebenso deutlichen Ablehnung des unverbundenen Nebeneinanders beider Größen. Ein viertes Kapitel, überschrieben „Theologie des Milieus", weist auf Probleme hin, die auch im Raum der dem Ökumenischen Rat angeschlossenen Kirchen heute weitgehend Beachtung finden. Auf dieser Grundlage baut sich der zweite Hauptteil über Kernprobleme der Religionssoziologie auf, in dem es vor allem um die einzelnen Bereiche der Politik, der Wirtschaft, der Kultur in ihrem Verhältnis zur christlichen Gesamtlebensdurchdringung geht. Endlich werden im dritten Hauptteil die gewonnenen Erkenntnisse in den Dienst der Seelsorge gestellt. Es kennzeichnet den Ansatz des ganzen Werkes, wenn der Verfasser in seiner Einleitung sagt, daß die Religionssoziologie die Fruchtbarkeit ihrer Fragestellung und ihrer Ergebnisse nur dann voll enthüllt, wenn sie in den Raum der Pastoraltheologie heimgeholt ist.

Hans Hermann Walz

Handbuch der Ökumene

Weltkirchenlexikon. Im Auftrag des Deutschen Evangelischen Kirchentages herausgegeben von Franklin H. Littel und Hans Hermann Walz. Kreuz Verlag, Stuttgart 1960, 1752 Spalten, 58,– DM.

Wenn man sieht, wie in den letzten Jahren zahlreiche bewährte Nachschlagewerke neu bearbeitet werden und daneben neue Lexika entstehen, dann muß man nach Sinn und Bedeutung dieser Zeiterscheinung fragen. Augenscheinlich spielt sich hier so etwas wie ein Wissens-Wirtschaftswunder ab, das für die Verlage das Risiko tragbar erscheinen läßt oder sogar reizvoll macht — trotz der Konkurrenz und trotz den unvermeidlichen Überschneidungen. Das große Bedürfnis nach Nachschlagewerken könnte man vielleicht als Symptom für eine Art Ruhepause deuten, in der man versucht, zur Besinnung und zur Bestandsaufnahme zu kommen.

In diesem Sinne erscheint das „Weltkirchenlexikon" als eine Art Zwischenbilanz der Ökumenischen Bewegung, die damit in ein Stadium der reflektierenden Systematisierung eintritt. Außer einigen kleineren Versuchen zeigte sich der erste Ansatz zu dieser Entwicklung in der „Geschichte der Ökumenischen Bewegung" von Rouse-Neill, die 1954 in englischer und 1957/58 in deutscher Ausgabe erschienen ist. Das „Weltkirchenlexikon" ist ein zweiter Schritt auf diesem Wege.

Der Begriff „Ökumene" ist nach einer heute verbreiteten Tendenz bei der Abgrenzung der Sachgebiete sehr weit gefaßt worden. Ökumene und Konfessionen — Länder und Kirchen — Mission und Missionen — dogmatische Fragen — Ethik — Soziologie — Kirchen- und Dogmengeschichte — Praktische Theologie (Liturgie, Kirchenbau, Kirchenrecht, Musik, Kunst usw.) — Kirche und Staat, dies sind in über 1200 Stichwörtern die Hauptarbeitsgebiete. In einer recht ansprechenden Form und mit gutem Bildmaterial wird damit der Versuch gemacht, die Ökumenische Bewegung gleichsam kartographisch zu erfassen.

Der Versuch ist ein Anfang und ein Wagnis, und man mag fragen, ob heute schon die Zeit reif ist für ein derartiges Unternehmen. Trotz dem Fragmentarischen, das ihm naturgemäß anhaftet, möchten wir diese Frage bejahen. Denn für einen einzelnen, auch wenn er Sachkenner ist, können die weiten Bereiche des Ökumenischen nicht zu überschauen sein, und darum bedurfte es

einer Zusammenfassung. Das 425 Autoren umfassende internationale und interkonfessionelle Gremium, über das ein Mitarbeiterregister Auskunft gibt, bürgt dafür, daß hier wirkliche Sachkenner zu Wort kommen.

Sicher kann das Werk, zumal bei dem relativ niedrigen Preis, als nützliche Informationsquelle für kirchliche, theologische und auch länderkundliche Fragen dienen. Entscheidend aber ist, daß hier ein anschauliches Bild von der zerrissenen und nach Einheit suchenden Christenheit vermittelt wird und daß hier Fragen beantwortet werden, vor die heute jeder gestellt ist. Schließlich darf die Ökumenische Bewegung nicht zu einem Reservat für eine Minderheit von Kirchenführern und Theologen werden, sondern ihr Anliegen muß in die Gemeinden hineingetragen werden, damit es ein wirkliches Anliegen der ganzen Kirche wird. Dazu kann das Weltkirchenlexikon beitragen; insbesondere kann es auch die Angehörigen der jüngeren Generation, die die ersten Jahrzehnte der ökumenischen Arbeit nicht selbst miterlebt hat, mit dieser Arbeit vertraut machen.

Reinhard Slenczka

Ein Jahrhundert „Erlanger Theologie"

Friedrich-Wilhelm Kantzenbach, Die Erlanger Theologie. Grundlinien ihrer Entwicklung im Rahmen der Theologischen Fakultät 1743 bis 1877. Evangelischer Presseverband für Bayern, München 1960, 264 S., 8 Abb. auf Kunstdrucktafeln, Gzln. 22,– DM.

Es ist ein kühnes Unternehmen, an das sich der junge Professor für Kirchengeschichte an der Augustana-Hochschule gewagt hat, „Die Erlanger Theologie" im Rahmen der Geschichte der Theologischen Fakultät von 1743 bis 1877 darzustellen. Das Unternehmen ist geglückt; es ist dem Verfasser gelungen, die Stoffmasse zu bändigen und ein farbenreiches, ja oft fesselndes Gesamtbild mit klaren Linien zu entwerfen. „Die Erlanger Theologie" ist — das sei für die Nichttheologen gesagt — nicht alle Theologie, die je und dann in Erlangen gelehrt worden ist. „Die Erlanger Theologie" ist auch nicht eine Schule; sie ist repräsentiert durch Männer wie A. v. Harleß, Joh. v. Hofmann, Thomasius, Theodosius Harnack, R. v. Frank, um nur einige der bekanntesten Namen zu nennen. Diese Lehrer der Theologie waren durchaus keine genormten Schablonen, sondern selbständige Denker. Ihre Gemeinsamkeit ist durch den Bruch der Erweckungstheologie mit dem Rationalismus einerseits gekennzeichnet, andererseits durch die Hinwendung zu Schrift, Kirche und Bekenntnis. Der Verfasser hat der Darstellung dieser hohen Zeit der Theologie in Erlangen, deren Wirkung über Deutschland hinausging, eine fesselnde, zusammenfassende Schilderung der wechselvollen Versuche vorausgeschickt, eine „hohe Schule" im Markgrafentum Ansbach-Bayreuth zu gründen, von dem Gutachten Luthers an bis 1743, und dann in einem geschichtlich lebendigen Überblick gezeigt, wie der gemäßigte Rationalismus der Fakultät vor der entscheidenden Wende durch die Erweckungstheologie aussah; wie man Offenbarung und Vernunft zu harmonisieren versuchte. Man kann dieses Kapitel nicht ohne Schmunzeln lesen. Aus besten Quellen — auch neueren — erarbeitet, ist es durch eine besondere Begabung, das Biographische mit dem Theologischen zu verbinden, zu einem plastischen Bild geworden, das jeden anspricht, der Freude an den Gestalten der Geschichte hat. Der Leser wird nicht nur mit der Sache vertraut gemacht, er bekommt auch klare Wegweiser aufgestellt, an denen er sich orientieren kann. Dabei hält Kantzenbach auch mit Kritik nicht zurück, übt sie aber in geziemender Ehrfurcht vor den großen Theologen.

Wie der Verfasser durch eine Vorhalle zur „Erlanger Theologie" hinführt, so hat er sozusagen auch deren Ausgang durch einige biographische Skizzen von Theologen, die den Großen folgten, gekennzeichnet. Wie in einem Spiegel sieht man der Theologie eines halben Jahrhunderts ins Antlitz. Unwillkürlich wird man nicht nur vor die Frage gestellt, wie die Theologie dem Problem ihrer Zeit begegnete, sondern auch vor die andere: wo ist die Theologie anders geworden und wo steht sie heute? So wird dieses reichhaltige, anregende und gut geschriebene theologiegeschichtliche Werk zu einer Anfrage an die wissenschaftliche Theologie heute und an uns selbst. Es macht in großliniger Zusammenschau das Gestern lebendig, um uns in dem Gestern das Vergangene und Bleibende unterscheiden zu lassen, damit das eine und andere uns zu der Erkenntnis bringt, daß das Evangelium nicht um der Theologie willen, sondern die Theologie um des Evangeliums willen da ist. Ubi viget Evangelium, ibi viget theologia, quae est eruditio crucis.

Theodor Heckel

Zarte Rustikalität

Carl Guesmer, Alltag in Zirrusschrift. Gedichte. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1960, 71 S., 5,80 DM. — *Carl Guesmer*, Von Minuten beschattet. Gedichte. Limes Verlag, Wiesbaden 1957, 30 S., 1,90 DM. Beide engl. brosch.

Der 31jährige Lyriker Carl Guesmer veröffentlicht seit elf Jahren Gedichte, anfangs in prominenten Zeitschriften, bald auch in Buchform. Guesmer erweckt zunächst den Anschein eines äußerst produktiven Lyrikers. Aber man sieht sofort, daß man keinen billigen Virtuosen vor sich hat. Jedes seiner Gedichte fließt aus einer unversiegbaren Fülle; aus einer Fülle, wie sie den Mecklenburgischen Seen seiner Kindheitsheimat eigen ist. Unverkennbar ist der einheitliche Fundus dieses Lyrikers. Für ihn sprechen etwa Varianten einzelner Metaphern, beispielsweise die Sonnen-Metaphern: „Die Sonne — derbe Bäuerin — jagte die Schatten wie Landstreicher fort", „Wie ein verbrauchter Schleifstein steht die Sonne am Ufer des Gartens", „Die Sonne lehnte — ein Kranz — an dem Grab des Himmels".

Guesmer ist stets rustikal, rustikal in zarter Zirrusschrift freilich! — Diesem Lyriker sind alle seine Gedichte — im Innersten — „Bilder aus Mecklenburg", trotz seinen Reisen nach Makedonien, Spanien und Portugal. Sie sind zwar mit einem zusätzlichen Erfahrungsvokabular ausgestattet (Reisfelder, Büffel, Janitscharenmusik), aber sie sind so vorzugsweise ländlich, als gälten sie Mecklenburg. Auch die Zeile „Alltag in Zirrusschrift" selbst, die dem letzten Bändchen den Titel lieh, ist — speziell gesehen — in einer „Landschaft in Eiderstedt" angesiedelt, in Schleswig also. Alle jetzt von Carl Guesmer betretene Erde hat ihm sein verlorenes Mecklenburg zu ersetzen. Seit 1951 lebt er nicht mehr dort, in Kirch Grambow, seinem Geburtsort, sondern in Marburg an der Lahn. Er ist nicht als Bauer tätig, sondern als Bibliothekar, die Distanz zwischen Beruf und Sujet schafft einen zündenden Spannungsreichtum. Seine Kindheits- und Jugendheimat ist ihm geistig erhalten geblieben, sie verklärt sich nun — durch den Verlust komprimiert — rein dichterisch.

Wie sein großer Landsmann Ernst Barlach ist auch Guesmer ein Leidender. Er spricht unzählige Male von Einsamkeit, Abschied, Trauer und Melancholie. — Guesmer lebt abseits; „Abseits" ist auch eins seiner Gedichte genannt. Er bekennt: „Mir ist, als wäre ich Vergangenheit". Aber er ist nicht Vergangenheit, er sieht in dieser, unserer Epoche seine Aufgabe; nur minutenlang duldet er, von den Dämonien der Gegenwart beschattet zu werden, dann findet er wieder zeitloses Licht. Der Fluch der Großstadt kommt im Gedicht „Hannover" erschreckend zum Ausdruck: „. . . die Stadt ist unaufhaltsam". Seine Trauer ist Zivilisationstrauer: „Touristen eilen an mir vorbei; sie drehen das Land durch den Wolf ihrer schnittigen Autos." Doch Guesmer versteht es, die Errungenschaften der Technik, da, wo sie den Menschen nicht bedroht, zu poetisieren: „. . . noch blühen die späten Astern der Autoscheinwerfer auf feuchten Straßen." — „und das Radio summt in der Ecke — ein Samowar — den Schlaf wie Tee zu bereiten."

Guesmers Sensorium für Zeit und Zeitabläufe manifestiert sich nicht nur in direkten Nennungen („Die Uhr tickt leise, ein Holzwurm in meiner Zeit", „Die Turmuhr zahlt der Nacht zwölf blanke Münzen aus", „Montag: die Gesichter sind verlorene Paradiese, vor denen die Frühe mit feurigem Uhrzeiger wacht"; „Die Zeit ist im Ginster hängengeblieben; der Feldweg ist eine Sanduhr, die nachgeht"), sondern vielmehr in einer Guesmer ganz eigenen Vorliebe für die Vermischung von Malerischem und Musikalischem. Darauf deuten die Titel der Zyklen in den beiden letzten Bändchen: „Bilder aus Mecklenburg", „Makedonische Skizzen", „Miniaturen", „Heide-Etüden", „Nachtstücke". Auch Titel einzelner Gedichte verraten diese Neigung: „Sommerbild", „Nordseebild", „Requiem", „Weihnachts-Etüde". — Konkret, fast programmatisch, spricht er die Mischung aus: „Schon läßt der Wind die bunte Stille steigen, mit einem dunklen Schweif aus Glockenschlägen." Für sein Doppelempfinden zeugen auch Vertauschungen der Dimensionen; er spricht von einem „Gesicht, das schon lange her ist", auch davon, daß „Zurufe waren wie ferne Türme einer Stadt". — Wie Guesmer von verschiedenen kombinierten Aspekten her in drei Zeilen eine tragische Stimmung erzeugt, spricht — rein handwerklich — für sein Geschick, mit Zeitabläufen umzugehen: „Ein Jungfernkranich zaudert scheu ins Gras / vor meiner Hand und wendet sich müde ab; / die Trauerweide birgt den greisen Sommer."

Dieter Hoffmann

Unmögliche Unschuld

Karl Wawra, Kindern Eintritt verboten. Roman. Claassen Verlag, Hamburg 1960, 204 S., Ln., 14,80 DM.

Es gibt recht wenig Möglichkeiten zu grundsätzlichen Entscheidungen. Das Leben mag sie nicht, und wer eben einen hübschen Grundsatz beisammen hatte, stolpert schon an der nächsten Wegbiegung in eine Schlinge. Es ist seit langem an der Zeit, grundsätzliche Bedenken zu hegen gegen das Schlafzimmer in der sozusagen schönen Literatur, gegen die ganz unnützen, wenngleich erfolgreichen Obszönitäten, ohne die ein neuer Roman bald gar nicht mehr zu haben ist. Gut und schön, man ist grundsätzlich dagegen und hat wahrhaftig Gründe genug dafür. Plötzlich jedoch hat man einen Roman in der Hand, dessen eigentliches Lebensproblem ohne gelinde Schamlosigkeiten aus dem Schlafzimmer überhaupt nicht darzustellen wäre. Hier also ist die Obszönität auf einmal geradezu legitimes Mittel des Handwerks. Man wird zwar mit Nachdruck darauf aufmerksam machen, daß dieser Roman alles andere als jugendfrei ist, doch muß man ihn gelten lassen, ohne grundsätzliche Erwägungen bemühen zu können. Das umso mehr, als der Roman „Kindern Eintritt verboten" von dem österreichischen Schriftsteller Karl Wawra letzthin ein sehr tief gelagertes Problem der menschlichen Existenz behandelt, das bei intensiverem Nachsinnen sogar theologische Perspektiven gewinnt.

Mit der etwas simpel verknoteten Handlung seines Romans behauptet Karl Wawra, daß es in der Welt der erotischen Liebe auf die Dauer keine Unschuld, keine „Paradieseskinder" gibt. Es dürfte schwerfallen, ihm das zu bestreiten. Wawra schildert zwei blutjunge Menschen, die tatsächlich „in aller Unschuld" der Liebe verfallen. Sie sind beide einsam, freuen sich von Herzen, daß sie zueinander gefunden haben, mögen sich gerne leiden und geraten nun von ungefähr auch in den Bereich der leibhaften Liebe. Die siebzehnjährige Melitta erwartet bald ein Kind. Tino heiratet sie mit seinen neunzehn Jahren. Er ist ein elternloser Junge, der sich bereits selbst seinen Unterhalt verdient. Die beiden Kinder, die sie in Wirklichkeit noch sind, leben ihre Ehe mit einer schönen Arglosigkeit, behütet wie in einer Muschel, als ließe sich noch einmal das Paradies wiederholen. Wer im Zeitalter der sogenannten Jungehen die Augen etwas offen hält, der weiß, daß es dann und wann derartige Ehen in Unschuld tatsächlich gibt. Er weiß freilich auch, daß solche Ehen ungewöhnlich bedroht sind und meist nicht sehr lange dauern.

Karl Wawra schildert den Zusammenbruch der jungen Ehe zwischen Tino und Melitta. Es zeugt nicht gerade von einer feinsinnigen Kompositionsgabe, wenn Wawra seinen beiden Paradieseskindern ein sehr viel älteres, erfahrenes Liebespaar gegenüberstellt, das immer wieder unter dem Fluch der erotischen Begegnung zu leiden hat und deswegen begierig auf das, wie sie meinen, unausweichliche Unglück der jungen Unschuld wartet. Frank und Anita sind freilich nicht ausgezogen, um Tino und Melitta zu verderben, wie man so schön sagt. Es ergibt sich vielmehr beinahe von selbst, daß Tino eines Tages der reifen, erfahrenen Anita anheimfällt, indessen Frank aus Lust an der Verführung das Kind Melitta in die höllischen Seligkeiten der leibhaften Liebe reißt. Sicher, das ist ziemlich grob geknüpft, und doch gelang es Wawra, die tieferen Ablagerungen dieses anscheinend bloß sinnlichen Problems ständig präsent zu halten. „So wie ihr wart, will euch das Leben wahrscheinlich nicht", sagt eine ältere Freundin der beiden Paradieseskinder. Der Titel des Romans „Kindern Eintritt verboten" kommt hier vollends zum Zuge, und wiederum wird niemand bestreiten können, daß Karl Wawra eine weit verbreitete Lebenserfahrung zum Thema seines Romans gemacht hat. Insofern könnte sein Roman, wo er denn unter die rechten Augen geriete, sogar in gewisser Weise hilfreich sein. Kinder haben da keinen Zutritt, und wo es ihnen dennoch gelänge, in aller Unschuld „natürlich" zu sein, da steht das Schicksal schon bereit, unausweichlich: „Sie schwiegen. Zum ersten Mal in ihrem Zusammensein spürten sie etwas wie Scham. Etwas Dunkles, vielleicht einer Spinne ähnlich oder nur dem Schatten einer großen Spinne . . ."

Gewiß, den nächsten Schluß zieht Karl Wawra nicht mehr, und daraus dürfte man ihm nun doch einen Vorwurf machen. Das verlorene Paradies auch und gerade der leibhaften Liebe bedeutet nämlich nicht, daß die Verderbtheit und deren schale Folgen im Überdruß der letzte Schluß aller Liebe wären. Auch hier befindet sich der Mensch in einer dramatischen Situation, schuldig, ehe sich ihm noch die Augen öffneten, aber

doch frei und befähigt, den „Schatten einer großen Spinne" in einer anderen, neuen Unschuld zu überwinden. Die Komplikationen, die Karl Wawra in seinem Roman nicht ohne die berüchtigten Schlafzimmerszenen schildern konnte, müssen freilich erst einmal ganz ernst genommen werden, ehe die Tugend der anderen Unschuld frei werden kann. Die nur moralischen Kurzschlüsse führen mit Sicherheit in das gleiche Verhängnis, das Wawra uns zeigt. Allerdings versäumte er es, die Gegenstrophe zu dem düsteren Lied vom verlorenen Paradies anzustimmen.

Übrigens sollte der Verlagslektor sich bei der Lektüre des nächsten Romanmanuskriptes von Karl Wawra den Rotstift bereitlegen. Auf diese Weise könnten einige sprachliche Überdrehungen und Schludereien unschwer vermieden werden. Sie sind nicht gerade gravierend für Wawras Schreibweise. Eben deshalb hätte man sie rechtzeitig beheben sollen. Wer über die Obszönität in den Romanen unserer Tage diskutieren oder bloß lamentieren will, sollte vorher rasch noch Karl Wawras Roman „Kindern Eintritt verboten" lesen. Das ist gewiß kein großer Roman im Sinne der Dichtkunst, aber er hält doch manche Retuschen für eine allzu grelle „grundsätzliche" Erwägung bereit. Heinz Beckmann

Das Leben ist originell

Italo Svevo, Zeno Cosini. Roman. Aus dem Italienischen von Piero Rismondo. Rowohlt-Verlag, Hamburg 1959, 470 S., 19,80 DM.

Italo Svevos letztes großes Werk „Zeno Cosini" liegt seit dreißig Jahren jetzt erst wieder in deutscher Sprache vor, nach einer Pause, in der dieser eigenartige, bedeutende Autor auf eine Weise vergessen war, die den Verlag leider berechtigt, von einer „Wiederentdeckung" zu sprechen. Zu einer Diskussion, wie sie vor dreißig Jahren von Joyce angeregt und von so Großen wie Musil mitgeführt wurde, muß es heute nicht mehr kommen, denn es kann um den Rang kein Streit mehr entstehen.

Rowohlt plant darüberhinaus die Herausgabe des Gesamtwerks, wodurch dann auch die beiden vor dem „Zeno" entstandenen Romane „Senilità" und „Una vita", und außerdem Erzählungen und Prosastücke erstmals dem deutschen Sprachbereich zugänglich gemacht werden. Der durch die Wiederausgabe des „Zeno" — in der revidierten, glanzvollen Übersetzung von Piero Rismondo — vorbereitete Leser wird aufs äußerste darauf gespannt sein.

Italo Svevo ist ein Pseudonym (für Ettore Schmitz) und bedeutet „italienischer Schwabe", das heißt „italienischer Deutscher" (als Schwaben bezeichnet man in seiner Heimat den Deutschen schlechthin). Seine väterlichen Vorfahren kamen aus Deutschland, seine Mutter war Italienerin; er wurde in Triest geboren und lebte da. Diese Herkunft stellte ihn vor das Problem der Sprachentscheidung: die Triestiner sprechen einen eigenen Dialekt, das „Triestinisch", und fühlen sich daher weder im Italienischen noch im Deutschen oder Französischen wirklich heimisch. So mußte, wie es auch ausfiel, das Resultat von Svevos Wahl heikel sein. Da er sich als Italiener fühlte, entschied er sich für Italienisch (Däubler für Deutsch) und verursachte damit den „Fall Svevo" mit dem einmaligen Vorwurf, die Sprache, in der er schrieb, nicht zu beherrschen. Er selber bekennt sich — als Zeno — zur Problematik des Dialektsprechenden: im Schlußkapitel über die Psychoanalyse, in dem Zeno sich retrospektiv mit seinem Arzt auseinandersetzt und eine ironisierende, niemals aber parodistische Deutung der vorher erzählten Episoden liefert, äußert er sich folgendermaßen über die Fragwürdigkeit seiner in reinem Italienisch abgefaßten Aufzeichnungen: „Ein geschriebenes Bekenntnis ist immer verlogen. Mit jedem sprachlich reinen Wort lügen wir! Wenn er (der Arzt) wüßte, wie wir nur jene Dinge gern erzählen, für die uns das Wort bereitsteht; wie wir fast alle andern auslassen, die uns zwingen würden, das Wörterbuch zu benutzen. Auf diese Weise wählen wir aus unserem Leben die Episoden, die wir erzählen. Es ist ganz klar, daß zum Beispiel mein Leben ganz anders aussehen würde, wenn ich es in meinem Dialekt hätte erzählen dürfen." So hat denn auch die Bewunderung von Joyce diesem großartigen Werk nicht zum dauerhaften Erfolg verhelfen können, und zwar wegen eines Widerstandes von italienischer Seite, den wir hier, da durch Rismondo ein ausgezeichneter deutscher Text entstand, nicht mehr begreifen können.

Der Roman „Una vita" hatte ursprünglich „Un inetto" das heißt: Ein Untauglicher, genannt werden sollen, und dieser Titel

hätte sich auch für den „Zeno Cosini" verwenden lassen. Auch er „taugt" nicht da, wo es sich um die vielfältigen Beziehungen zur Wirklichkeit handelt, die angesichts seiner zerlegenden Berichte problematisch ist; seine Lebensangst, abgewandelt in die permanente Krankheitsfurcht des Hypochonders, hat ihn in die Nähe der Figuren Kafkas, Musils und Brochs gerückt (in bezug auf Proust kann man Svevo wohl die Bedeutung einer Art Vorläuferschaft beimessen). Angeregt von Freud, ermutigt durch Joyce — der sein Englisch-Lehrer war — schrieb Svevo den „Zeno Cosini", den er, obwohl es die selbstbiographische, selbstzerlegende, therapeutische Niederschrift des Patienten Zeno ist, nicht als „psychoanalytischen Roman" bezeichnet wissen wollte. Übrigens erprobte er zuvor Zenos Kur an sich selber — mit dem einzigen Unterschied, auf den Arzt (den Doktor S., die einzige erfundene Figur) zu verzichten — und der Roman ist ihr hervorragendes Produkt.

Wer ist Zeno Cosini? Doch nicht gerade der Durchschnittsmensch, als den er sich bezeichnet. Vom Anfang an ficht er den Kampf mit und gegen sich selbst, gegen Ängste, Süchte, eingebildete Krankheiten, Leidenschaften, Gewissensnöte. Seiner dauernden angstvollen und vorsichtigen Beschäftigung mit seiner Person dient die chirurgische Niederschrift, die ihre ironische Kühle aus der unvergleichbar dissonanten Vermischung von Tragik und Komik bezieht, und die diesen Anti-Helden gerade dann nicht schont, wenn sie im Anti-Pathos schonungslos auf Schonung bedacht ist. Bei diesem Vorgehen hat Joyce bereits die ungewohnte Behandlung der Zeit bewundert: es handelt sich nicht um ein Vorschreiten von einem Anfang bis zu einem Ende, auch gibt es keine Rück- oder Vorblenden; Svevos Taktik ist weder eine von früher bekannte noch vom heutigen Gebrauch zur Mode gemachte; er stellt Themenabschnitte hintereinander, die unabhängig von Chronologie Vorangegangenes aufnehmen, Zukünftiges erwähnen, indem sie es, von anderem Zeit- und damit Empfindungsaspekt aus betrachtet, verändert vorführen. So erscheint die Vergangenheit, um die es in der Niederschrift des Patienten geht, wandelbar und vielgesichtig. Und im ersten Kapitel, das dem Kampf gegen die Zigarette gewidmet ist, wird nichts Vergangenes und Zukünftiges ausgelassen, das am Wettstreit mit der Sucht beteiligt ist. Joyce teilte Svevo sein interessiertes Staunen darüber mit, daß ein Mensch in die an Zeno dargestellte Abhängigkeit vom Nikotin geraten könne: Zeno raucht sein Leben lang mit genußvoller Verzweiflung seine „letzte Zigarette" — ein Akt, zu dem jedes einigermaßen markante Datum, persönlicher oder historischer Natur, herhalten muß; das wird auf die vergnüglichste Weise von Seite 8 bis 31 als eine höchst unbanale, höchst lebenswichtige Angelegenheit dem Leser vorgestellt.

Das Verhältnis zum Vater bringt die bedeutungsvolle Erschütterung des Todes, nachdem beide sich jahrzehntelang auf der unsicheren Basis einer Mischung aus Nachsicht und Mißtrauen begegneten. Zenos Vater „war der erste, der meiner Energie mißtraute . . . Ich glaube aber, daß er mir schon deshalb vertrauen konnte, weil ich von ihm gezeugt war. Jedenfalls vermehrte das mein Mißtrauen gegen ihn, darin steht die Wissenschaft auf meiner Seite". Der Sohn, der zu diesem Resümee gelangt, macht am Grab sich darüber Gedanken, ob die Ohrfeige — des Vaters letzte dem Sohn geltende Bekundung — ein Akt der Absicht oder nur ein Reflex der sterbenden Muskeln gewesen sei, erleichtert sich, indem er sich zum letzteren entschließt, und fühlt sich daraufhin — da er nicht mehr an des Vaters Zorn auf den Licht, Luft und Schatten raubenden Erben glauben muß — dankbar als der Schwächere, als der er sich fühlen will. Er will das auch im dritten Kapitel seiner Frau gegenüber, die er geheiratet hat, weil er — nach langer leidvoller Werbung, nicht um sie, sondern um ihre älteste Schwester, und nach deren Absage, und nach der Weigerung auch noch der zweitältesten Schwester — auf sie, die Sanfte, ihn Verehrende, gedrängt vom Bedürfnis nach den Umständen, die eine Ehe bietet, schließlich zurückgreift. Das Mißverhältnis zwischen Absicht und Erreichtem wird mit ironischem Fatalismus hingenommen. Seine Wahl, die ja keine war, erweist sich paradoxerweise als glücklich: seine Ehe wird harmonisch, indes derjenigen seiner geliebten Ada mit dem leichtsinnigen Guido ein Mißgeschick nach dem andern widerfährt; als Schlimmstes das zerstörende Eingreifen der Basedow'schen Krankheit, die Zeno zum Reflektieren über die Gesundheit anregt, die „aus zwei Krankheiten, die einander aufheben" bestehe.

Die Unterscheidung zwischen Übertreiben und Untertreiben wird nicht leicht gemacht, und daher sieht die Wirklichkeit der

Cosinischen Welt keineswegs einhellig und bestimmt aus. Mit unvergleichlicher Genauigkeit, beunruhigter Ruhe könnte man sagen, scharfer und gleichzeitig lässiger Kühle legt Zeno das Messer an seine Fehler, und doch ist er nicht gedrängt vom Besserungsfanatismus dessen, der voll Leidenschaft sich ändern will. Er möchte gesund sein und wäre doch gern ein Diabetiker, krank an der „süßen" Krankheit. Er konstatiert, er beobachtet sich, er macht sich die nötigen bescheidenen Hoffnungen und erliegt den nötigen kleinen Einflüsterungen und Täuschungen, die den Alltag erleichtern und die sein allerdings stets aufmerksames Gewissen besänftigen, das sich bezeichnenderweise durch einen Nervenschmerz in der Hüfte meldet. Diese ungewöhnliche Ausgabe eines Roman„helden" hat sich niemals vorher so rein gefühlt wie nach begangener Untreue, da die Geliebte, weil sie Reue verursacht, die Gefühle für die Ehefrau inauguriert. Und doch erscheint sein Zartgefühl niemals unecht: dieser sogenannte Held hat das sympathische Ziel, die andern so sehr zu schonen wie sich selbst. Sein Schmerz an Gräbern gilt demjenigen Teil der eigenen Person, der mitbegraben werden muß; er läßt sich — nachdem „die zufällige Klangassoziation eine Idee erzeugt" hat — zur Äußerung bewegen: „Das Leben ist weder häßlich noch schön; es ist originell." Er erinnert sich, verblüfft über die eigene Feststellung, daran, was er selber und die andern Menschen vom Leben erwarteten und was daraus wurde, und zieht die Schlußfolgerung: „Der Mensch ist wahrscheinlich aus Versehen da hereingestellt worden. Er gehört gar nicht hierher." Und später wiederholt er: „Das Leben ist nicht schwer. Es ist nur originell." Immer wieder originell. Das ist auch Zeno selber, der im Wetteifer um eine unbegehrte Frau eine Fabel schreibt mit dem ironischen Titel „Hymne an das Leben": der Dialog eines aufgespießten Krebses mit der geköderten Dorade — sie beide sind sich im klaren darüber, daß das Leben „eigentlich" schön sei, wenn nur die Voraussetzungen stimmen würden.

Aus der Joyce-Biographie Herbert Gormans läßt sich erfahren, daß Joyce „in dem unsentimentalen Schmitz einen Mann der Tatsachen und mehr als einen Wesenszug für die noch nebelhafte Gestalt . . . des Leopold Bloom . . ." fand. Der Ton des zerfleischenden, witzigen, tragischen, komischen, unpathetischen Berichtes wird durchgehalten bis zum visionären Ende, das in einer kühnausgedachten Sprengung der Erde eine Möglichkeit sieht, endlich zum Zustand der Gesundheit zurückzukehren. Es gibt in dem Roman keine Figur, die um ihrer selbst willen aufträte, auch kein politisches, gesellschaftliches, historisches Ereignis, überhaupt kein Handlungsfetzchen, das nicht der medizinisch-dichterischen Beschäftigung Zenos mit sich selber gälte. Daß daraus keine selbstbespiegelnde, stagnierende Langeweile wird, sondern ein künstlerisches Ereignis, frappiert bei der Konfrontierung mit der so persönlichen und doch so „allgemeingültigen", skeptischen, illusionslosen „Coscienza di Zeno".

Gabriele Wohmann

Hoffnung und Unruhe

Stefan Andres, Der graue Regenbogen. Roman. Die Sintflut, III. Piper-Verlag, München 1959, 496 Seiten, 19,80 DM. — *Andrey Belyj*, Petersburg. Roman. Aus dem Russischen von Gisela Drohla. Insel-Verlag, Wiesbaden 1959, 444 S., 16,80 DM. — *Tibor Déry*, Die portugiesische Königstochter. Erzählungen. Aus dem Ungarischen von Ivan Nagel. S. Fischer-Verlag, Frankfurt a. M. 1959, 348 S., 16,50 DM.

Stefan Andres' Roman ist der dritte abschließende Band der Sintflut-Trilogie. Es ist nicht zu verkennen, daß der Autor mit dem breitangelegten, weiträumigen Werk nicht das Echo hat finden können, das er sich wohl davon erhofft hat. Die Kritik hat darauf hingewiesen, daß die sprachliche Spannkraft nicht gleichwertig ist. Man geht wohl kaum fehl in der Annahme, daß die merkwürdige Zurückhaltung darin eine ihrer Ursachen hat. Eine andere mag in einer gewissen Müdigkeit des Publikums gegenüber der sogenannten, vielberedeten ausdrücklichen „Zeitkritik" zu suchen sein. Sicher ist jedenfalls, daß Andres mit seinen anderen, weniger umfänglichen Büchern ein uneingeschränkterer Erfolg vergönnt war. Dabei scheint uns das Thema, dem sich Andres im „Grauen Regenbogen" zuwendet, wichtig zu sein. Es deutet sich bereits an in dem Origenes-Wort, das er dem Buch voranstellt: „Er führe über unsere Seelen die Sintflut seines Wassers herauf. So zerstöre Er in uns, was zerstört werden soll, und belebe, was nach Seinem Urteil lebendig sein soll." Eine Reihe von Menschen kehrt nach dem Krieg in die zer-

störte Heimat zurück, in eine ungewisse Zukunft. Dabei ergeben sich neue, schicksalsmäßige Verflechtungen. Das Zeichen des Regenbogens, der Hoffnung, steht darüber. Aber die Gefahr, der Bogen könne wieder grau werden, verblassen, bleibt bestehen. In den Roman sind Noah-Legenden eingefügt, in denen Andres' Prosa ihre größte Dichtigkeit und Gelassenheit erreicht.

Eine Zeit des Umbruchs, der Unruhen, kommt auch in dem Roman des russischen Symbolisten Andrey *Belyj* auf uns zu. Man muß auf das Buch nachdrücklich aufmerksam machen. Es ist eine der wichtigen belletristischen Neuerscheinungen des vergangenen Herbstes. Das Petersburg kurz nach der Jahrhundertwende gibt die Szenerie. Jene Kräfte, die bald Rußland und den ganzen Kontinent zum Beben bringen sollten, künden sich an. Der Sohn eines Senators hat sich einer revolutionären terroristischen Untergrundbewegung angeschlossen und soll seinen Vater, einen Gegner der Revolution, umbringen. Er weigert sich, wird von der Partei verfolgt und durch einen Zufall gerettet. Das ist die Fabel. Wie das entworfen und im einzelnen durchgezeichnet ist, wie die Stadt Petersburg selbst gleichsam zu einem handelnden Wesen wird und wie eine ganze Epoche Umriß gewinnt — das verrät Meisterhand. Die Sprache ist von sprödem Glanz, knapp, genau, federnd. Belyj wurde 1880 in Moskau geboren, studierte Philosophie und Mathematik und lernte im Haus seiner Eltern Tolstoi und Solowjew kennen. Der Roman konnte, da der Autor keinen Verleger fand, lange Zeit nicht erscheinen, wirkte dann aber seit 1913, als er herauskam, stark auf die russische Literatur. Belyj lebte in den zwanziger Jahren eine Weile in Berlin und starb bereits 1934 in Rußland.

Tibor *Déry*, 1894 in Buapest geboren, lebte lange Jahre in Frankreich. Vom Horthy-Regime wurde er nach der Rückkehr in seine Heimat im Jahre 1934 verhaftet, weil er Gides Reisebericht über die UdSSR übersetzt hatte. Seit etwa 1950 wendet er sich mit seiner Arbeit gegen den totalitären Kommunismus, was ihn wiederum zum Verfolgten und Gefangenen werden ließ.

Déry begann expressionistisch. Proben dieser frühen Periode sind in den Band nicht aufgenommen. Déry selbst hat sie später verworfen. Die meisten Erzählungen, die das Buch enthält, entstanden zwischen 1945 und 1948, in einer schmucklosen, kargen, dem Expressiven fernen Sprache, die auf jede bloße Eleganz verzichtet. Diese Stücke sind Dokumente, doch zugleich Dichtung, Kompositionen, in Bildern geweitetes ungarisches Schicksal. „Ein Wintermorgen", ein Teil einer größeren Folge über die Belagerung Budapests im Jahre 1945, schildert einen Bombenangriff: „Das Zittern pflanzte sich unsichtbar unter der Oberfläche der Steine fort und wirkte auf die Nerven der Leute, die sich neben ihren Betten rasch ankleideten, wie eine weit verästelte, schwierige Frage, die sich unter dem Bewußtsein hin- und herschlängelte und umsonst nach einer Lösung suchte." „Der Riese" und die Titelerzählung haben die Schwierigkeiten und Bedrängnisse zum Gegenstand, die auf den Zusammenbruch folgten. Bewegend die Erzählung „Liebe". Eher wie Studien muten die beiden ersten Stücke der Sammlung an. Inneres Thema des Bandes: der schuldlos leidende Mensch. Ivan Nagel schrieb das gut orientierende Nachwort. Walter Helmut Fritz

Durrells „Mountolive"

Lawrence Durrell, Mountolive. Roman. Aus dem Englischen von Maria Carlsson und Gerda v. Uslar. Ernst Rowohlt Verlag, Hamburg 1960, 368 S., 16,80 DM.

Mit „Mountolive" ist vor einiger Zeit der dritte Band von Durrells Roman-Tetralogie in deutscher Sprache erschienen. Seit der „Justine" ist Durrells Name bei uns und überall, wo seine Bücher herauskamen, in lebhaftem Gespräch gewesen, das durchweg positiv war und gelegentlich enthusiastische Zustimmung annahm. Der Typus Durrells — der Typus eines Romanciers, der, wenn auch auf sensibelste Weise, erzählen und nicht experimentieren will — ist in einer Epoche, in der die Epik nicht anders als die Lyrik substantielle Veränderungen durchzumachen hat, beinahe etwas Seltenes geworden. Er ist es vor allem deshalb, weil er hohe Qualität für dieses Erzählen mitbringt und einen Atem, der ihm auch in seinem neuen Buche nicht ausgegangen ist. Durrell ist in dem ungeheuren Stoff, den er erschaffen hat und dem er sich als Autor gegenübersah, nicht erstickt. Sein kompositionelles Genie hält auch im dritten Band die Fäden zusammen.

Das große alexandrinische Fresko, das Lawrence Durrell entwirft, bekommt im „Mountolive" neue Züge. Freilich, die eigentliche „Realität" des Werkes, die nun durch politische Akzente, durch deutlich gemachte ägyptische Zeitgeschichte bereichert wurde, blieb unverändert: diese ebenso phantastisch gesehene wie von Einzelheiten geradezu berstende Stadt Alexandria ist ebenso wie in „Justine" und „Balthasar" anwesend. Sie ist selbst dann noch, wenn das Geschehen zeitweise in andere Gegenden (Moskau, England) führt, anwesend, als höchste Möglichkeit einer dichterischen Topographie gewissermaßen. Es ist seltsam, wie weit der Autor dem Phänomen jener Stadt verschrieben ist, von dem er überall zehrt, die überall mit ihrer Verzauberung hinzudringen vermag und sei es als Vergleich oder Erinnerung. Die europäischen Klimata sind gleichsam nicht genügend temperiert, um den Schwingungston der Durrell'schen Prosa zu erreichen. Süße, Eleganz und „Dekadenz" seiner Prosa, ihr Vibrieren, das, was an ihr fata morganahafter Bild-Zauber ist, erblühen erst im nahöstlichen Exotismus Alexandrias, der noch genügend abendländische Formen und Lebensmöglichkeiten in sich aufzunehmen versteht.

Mountolive — der kurz im „Balthasar" auftauchte — ist seit seinen jungen Jahren mit Ägypten vertraut. Er liebte Leila — die Mutter von Nessim und Narouz Hosnani — und kann diese Liebe nicht vergessen, als er später das Land als englischer Diplomat nach einer sehr erfolgreichen Karriere im auswärtigen Dienst wieder betritt. Er übernimmt die Kairoer britische Botschaft. Indessen sieht er sich bald Schwierigkeiten gegenüber, die mit der sich verändernden politischen Konstellation zusammenhängen. Mountolive wird in das Ränekspiel der Kräfte mit ihren Konspirationen, ihren gefährlichen Schachzügen verstrickt. Zusehr ist er politisch exponiert, um sich entziehen zu können. Und mit ihm sind es seine Bekannten, seine Freunde. Nessim ist die Hauptfigur dieses geheimen Treibens hinter der Szene. Justines Mann gerät hierdurch in das Netz von Aktionen und Reaktionen. Es geht um Kopf und Kragen. Doch gehört es zu den zwielichtigen Entscheidungen, die getroffen werden, daß nicht er, sondern sein Bruder Narouz das Opfer der Umstände wird. Am Ende des Buches wird in einer der stärksten Passagen des Bandes der Meuchelmord an ihm geschildert.

Neben diesen Namen tauchen andre alte auf: der Literat Pusewarden, ein intellektueller Exzentriker, der in „ironischem" Selbstmord endet, Balthasar, der Arzt, Justine, die alexandriner Gesellschaft und ihre Geselligkeiten, der ganze Wohlgeruch und Gestank einer morgenländischen Atmosphäre, Korruption, Sexualitäten, Schönheit, die bündelweise gelieferten Impressionen. — Wer Durrell liest, wird sogleich wieder in diese Welt der leuchtenden Farben, der nervösen Regungen, der aufreizenden Erlebnisse versetzt. Man liest auch den „Mountolive" mit allen Sinnen, unaufhörlich berückt von einem Wort-Angebot, an dem Lawrence Durrells Prosa fast überreich ist. — Im Gegensatz zu den beiden vorangegangenen Büchern ist im dritten der Handlungsablauf einfacher wiedergegeben. Er verläuft auf *einer* Ebene und ohne Kunstgriffe. Durrells Neigung zur lyrischen Prätention macht sein Erzählen gelegentlich etwas zu weich. Die Sprache bekommt stellenweise Bonbon-Charakter. Sie wird jedenfalls zu „schön": Bedenken, die zur Lektüre dieses glänzenden Autors gehören, der doch immer wieder zu faszinieren vermag durch die Glut der Erfindung, die Spiele seiner Phantasie, die souveräne Kompositionsgabe und mit ihr verbunden die Fähigkeit zur Ordnung der Gegenstände, die ihm nie unter den Händen zerrinnen, auch da nicht, wo sie sehr stark von atmosphärischen, man ist versucht zu sagen, pantomimischen Reizen leben. Durrell ist als Erzähler von einer Subtilität, die außerordentlichen Vorstellungen genügt. Es ist nicht unstatthaft, an Proust zu denken, wie das geschehen ist. Wie der Franzose ist dieser Ire ein Meister verfeinerter Mitteilung; auch bei ihm liegt über dem Ganzen ein nervöses Fluidum wie ein Gaze-Schleier. Würde man ihn zu heben versuchen, zerstörte man damit etwas, das nicht näher zu benennen ist, von dem aber eine entscheidende Wirkung ausgeht: die geheime schöpferische Kraft selber.

Karl Krolow

BERICHTE

AMERIKANISCHE DEUTSCHLEHRER berichteten in *Bad Boll*, wo sie einen neunwöchigen Fortbildungskurs absolvierten, daß in den Vereinigten Staaten in den letzten Jahren das Interesse am Deutschunterricht fühlbar zugenommen habe. In einzelnen Schulen hat sich die Zahl der Schüler, die Deutsch lernen wollen, verdreifacht und ist jetzt größer als die der Spanisch und Französisch Lernenden. Im Ganzen ist allerdings das Interesse nicht nur für Deutsch, sondern überhaupt für den fremdsprachlichen Unterricht gewachsen. Seitdem die Russen die Wasserstoffbombe gebaut und den Sputnik in den Weltraum geschossen haben, ist in den USA eine heftige Diskussion über das eigene Schul- und Universitätswesen im Gange. Die Kommissionen, Streitschriften, Resolutionen und Bestandsaufnahmen sind nicht mehr zu zählen. Wohl am bekanntesten ist der „Conant-Report" des ehemaligen Bonner Botschafters geworden.

Auch die amerikanische Bundesregierung, deren Zuständigkeit in Schulfragen allerdings gering ist (die Schulen unterstehen einzelstaatlicher oder gar gemeindlicher Aufsicht), hat durch ein Gesetz, den „National Defence Education Act", Mittel bereitgestellt, um die naturwissenschaftliche, mathematische und auch die fremdsprachliche Ausbildung der amerikanischen Jugend zu fördern. Wie sehr das gegenwärtige Unbehagen über die unbefriedigenden Leistungen des amerikanischen Erziehungswesens durch den Schock über die russischen Erfolge ausgelöst worden ist, zeigt schon der Titel des Gesetzes.

Es wird nicht leicht sein, die angestrebten Reformen innerhalb des bestehenden Schulsystems zu verwirklichen. Jeder Amerikaner hat bekanntlich die Möglichkeit, bis zu seinem 18. Lebensjahr die „high school" zu besuchen. Eine amerikanische „high school" ist freilich keineswegs mit einer deutschen Oberschule vergleichbar. Sie ist vielmehr in einem doppelten Sinne „comprehensive", d. h. „umfassend". Sie muß alle Schüler aufnehmen, auch die Dummen, hat kaum die Möglichkeit, ungeeignete Schüler loszuwerden, und ist überdies eine Art Bildungswarenhaus, in dem man aus einer verschieden reichen Speisekarte sich weitgehend frei die gewünschten Fächer auswählen kann. Man kann also in Amerika die College- oder Universitätsreife erreichen, obwohl man in der Schule sorgfältig allen Fächern ausgewichen ist, die höhere geistige Anforderungen stellen.

Bei den Reformbestrebungen, die derzeit überall propagiert werden, will man aber an die „comprehensive high school" nicht rühren. Weiterhin sollen alle Schüler unter einem Schuldach unterrichtet werden, nur will man mehr Differenzierungsmöglichkeiten schaffen, damit nicht der Terror der Dummen die Intelligenten daran hindert, so viel und so schnell zu lernen, wie es ihren Gaben entspricht. Immer wieder werden in der amerikanischen Zeitschriftenpresse Fälle erwähnt, in denen ein begabter Schüler sich absichtlich dumm stellte, um ja nicht in den Ruf zu kommen, ein „egghead", das ist ein blutleerer Intelligenzler, zu sein.

Trotz aller Kritik genießt das egalitär ausgerichtete amerikanische Schulsystem in den Vereinigten Staaten eine so breite Unterstützung, daß niemand wagen dürfte, ein Prüfungs- und Ausleseverfahren nach europäischem oder sowjetischem Muster einzuführen. Amerikaner halten Europäern gerne vor, daß bei uns nur eine privilegierte Schicht in den Genuß einer langen und gründlichen Schulbildung komme. Dabei lassen diese amerikanischen Kritiker offensichtlich außer acht, daß ja bei uns neben der Oberschule mit Abitur noch eine Reihe anderer Schularten bestehen. Zudem sind ja die amerikanischen high schools trotz ihrem reichhaltigen Fächerangebot bekanntlich nicht imstande, wenigstens genug gut geschulte Facharbeiter und mittlere Ingenieure auszubilden.

Aber die Behauptung, das europäische Schulsystem fördere nur die intellektuell besonders Begabten oder die finanziell gut Gestellten, ist nicht der Hauptgrund, warum man an der Einheitsschule festhalten will. Die amerikanische Schule ist in einem Maße eine Anstalt zur Einübung ins amerikanische Leben, wie dies bei uns kaum vorstellbar wäre. Sie hat in der Tat eine große

Integrationsarbeit für die verschiedenen Schichten und Minoritäten geleistet. Diese ihr bewußt zugeschriebene Aufgabe führt dann manchmal freilich zu grotesken Auswüchsen des Egalitarismus und eines einseitigen Milieudenkens. So hat man zum Beispiel in New York vor einigen Jahren zwangsweise Schüler aus wohlhabenden Gegenden in Schulen nach Harlem zusammen mit armen Negern gebracht, in der Hoffnung, dadurch würde sich auch das Leistungsniveau der Neger heben. In Wirklichkeit ist natürlich nur das Unterrichtsniveau für die im Durchschnitt recht begabten weißen Schüler gesunken.

Da merkwürdigerweise viele Amerikaner auch eine Auslese nach der Intelligenz, nicht nach dem Geldbeutel, als unsozial ansehen, haben dann später die Universitäten große Mühe, die untauglichen Kandidaten wieder loszuwerden. Drei bis vier Millionen amerikanische Jugendliche (in Deutschland etwa 250 000) bevölkern die amerikanischen Universitäten und die Colleges. Viele von ihnen bleiben trotz absoluter Unfähigkeit bis zu vier Jahre lang auf der Universität und bekommen am Schluß vielleicht sogar den „Bachelor's Degree", den niedersten amerikanischen akademischen Grad, für dessen Erwerb man nicht etwa in einer großen Abschlußprüfung seine Befähigung nachweisen muß. Vielmehr genügt es in den meisten Fällen, die nötige Stundenzahl abgesessen und sich von Woche zu Woche durch die kleinen Quizzes und Prüfungen durchgeschanzt zu haben. Ein bissiger amerikanischer Kritiker hat deswegen vorgeschlagen, man solle doch jedem Amerikaner den bachelor's degree gleich mit dem Geburtsschein aushändigen.

Viele Universitäten wehren sich auf dem Wege der Selbsthilfe gegen die Sturmflut der Faulen und Unbegabten. Sie verlangen ein Eintrittsexamen, das damit die erste ernsthafte Ausleseprüfung des amerikanischen Schülers darstellt. Trotzdem bleibt immer noch die große Mehrheit der Studenten in den ersten drei oder vier Jahren auf der Strecke liegen. Sicher ist die Zeit auf einem der herrlich eingerichteten amerikanischen Colleges nicht verloren, weil sich kaum eine angenehmere und anregendere Lebensweise vorstellen läßt als die dort angebotene.

Diese kritischen Bemerkungen gelten natürlich nicht für alle Colleges und Universitäten. Es gibt private und auch staatliche Institutionen mit einem wirklich guten allgemeinen Niveau. Trotz allen Bemühungen hat man deshalb noch keine allgemeine Anerkennung der Universitätsprüfungen an allen Universitäten zuwege gebracht. Dazu sind die Leistungen und die Anforderungen zu unterschiedlich. Als Studenten in einem für Europäer gewohnten Sinn kann man im großen ganzen nur die Minorität ansprechen, die nach dem „Bachelor's Degree" — den wir der Einfachheit halber einmal mit dem deutschen Abitur vergleichen wollen — bis zum Erwerb eines Master's Degree oder gar bis zur Promotion weiterarbeiten. Der amerikanische Doktorgrad ist sicher im Durchschnitt nicht leichter zu bekommen als der deutsche.

Ähnlich groteske Niveauunterschiede findet man auch bei den Lehrern. Viele haben nur einen „Bachelor's Degree" und zwar eine recht gute pädagogische, aber fast keine Fachausbildung. In der Bezahlung macht das nicht allzu viel aus. Zur Zeit gehen sogar Bestrebungen dahin, alle Lehrer, auch diejenigen, die an den untersten Klassen den Sechsjährigen das ABC beibringen, gleich hoch zu bezahlen.

Man müßte freilich sagen: gleich niedrig zu bezahlen. Denn der amerikanische Lehrer verdient immer noch weniger als ein Lastwagenfahrer. Groteskerweise sind manchmal sogar die Einkünfte der Universitätsdozenten niederer als die der Volksschul- oder Oberschullehrer. Dazu kommt noch, daß der Lehrer in Amerika nicht die Sicherheit und das gesellschaftliche Prestige des Beamtenstatus genießt, das er in Deutschland hat.

Vielmehr leben die Lehrer in großer Abhängigkeit von ihrem „Superintendent" und von dem Beaufsichtigungsgremium der Schule, in dem oft genug Leute sitzen, die selbst keine gute Schulbildung haben und eine gründliche Schulung in „theoretischem Schulwissen" für unnötig halten. Wenn so den Kindern von Anbeginn an gesagt und vor Augen geführt wird, wieviel sinnvoller es sei, mit beiden Beinen auf der Erde zu stehen und als tüchtiger Geschäftsmann viel Geld zu verdienen, als sich mit Mathematik oder Fremdsprachen herumzuquälen, dann hat der Lehrer einen schweren Stand, zumal er selbst ein eindrücklicher Beweis dafür ist, daß Studium und Buchwissen einem doch nichts einbringen.

Warum ist der Lehrer trotz allem Lehrermangel in den USA immer noch so schlecht

bezahlt? In den letzten fünfzig Jahren ist dieser Beruf immer mehr zu einer als weiblich abgestempelten Beschäftigung geworden — und sogenannte „weibliche" Berufe sind ja auch bei uns trotz aller Gleichberechtigung schlechter bezahlt und weniger angesehen als die männlichen.

Amerika gibt riesenhafte Summen für das Erziehungswesen aus. Aber dieses Geld wird gerne für Sportstadien und großartige Baulichkeiten verwendet, zögernd nur für gutes Lehrmaterial für die unpopuläreren Fächer und am zögerndsten für die Lehrer selbst. Zweifellos ist hier ein Umdenken im Gange und hat auch schon Früchte gezeitigt. Allmählich spricht es sich herum, daß die moderne Gesellschaft eine Riesenzahl gründlich ausgebildeter Fachleute braucht, daß aber auch die Leute mit einem breiten Fundament an Allgemeinbildung, an historischem Wissen und an Sprachkenntnis für eine politisch aktive Weltmacht schlechthin unentbehrlich sind. Zögernd und vereinzelt zeigt sich sogar eine Stimmung, die den „egghead", den Intellektuellen als etwas Brauchbares ansieht, manchmal sogar als Helden darstellt, während er früher meist eine häßliche, gebrechliche Figur war, die hinter einer dicken Brille hervorlugte, anrüchige Ideen und eine zweifelhafte Moral besaß — und meist mit einem europäischen Akzent sprach.

Amerika kommt zu der Erkenntnis, daß es nicht mehr in erster Linie das Land der praktischen Pioniere mit Muskeln, Tatkraft und „horsesense", dem praktischen Verstand des intelligenten Durchschnittsmenschen ist; die USA können sich diese Erkenntnis leisten, da sie nicht mehr an einem kulturellen Minderwertigkeitskomplex gegenüber Europa leiden und auch den daraus geborenen isolationistischen Nationalismus zu überwinden im Begriff sind. Man fühlt sich als Teil des Westens, zuweilen gar als sein eigentlicher und treuester Erbe.

Die positiven Helden dieser zögernden Anerkennung des Intellektuellen sind natürlich vorerst die Spezialisten der Naturwissenschaften oder der Medizin (bekanntlich bilden ja die amerikanischen Ärzte eine festgeschlossene Clique, die durch einen rigorosen numerus clausus und andere Standesmaßnahmen dafür sorgt, daß sich der riesige Durchschnittsverdienst des amerikanischen Arztes nicht vermindert). Aber schon beginnt die neue Wertschätzung des Buchwissens auch auf andere Berufe auszustrahlen. Immer weniger erfolgreiche Geschäftsleute brüsten sich mit ihrer Unwissenheit in historischen und künstlerischen Dingen. Man darf hoffen, daß diese erfolgreichen Leute, die ja auch in den „School-Boards", den regionalen und lokalen Beaufsichtigungsgremien der Schulen sitzen, mehr und mehr davon überzeugt werden, daß die Schulen auch die Aufgabe haben, solide Kenntnisse und eine straffe Schulung des Denkens zu vermitteln.

Immer noch gibt es amerikanische Diplomaten in hohen Stellungen, die die Sprache des Landes, in dem sie ihren Dienst tun, kaum oder überhaupt nicht beherrschen. Vor dem ersten Weltkrieg lernten 24 % der amerikanischen Oberschüler Deutsch. Nach dem ersten Weltkrieg brach der Deutschunterricht fast völlig zusammen. Anzeichen einer Besserung wurden durch die Machtergreifung Hitlers vernichtet und noch 1955 trugen sich erst knapp 1 % high-school-Zöglinge für das Fach Deutsch ein. Seither ist eine gewisse Aufwärtsentwicklung zu beobachten. Die öffentliche Meinung ist für den fremdsprachlichen Unterricht wieder aufgeschlossener.

Was Jahrzehnte kluger oder gereizter Kommentare durch Fachleute nicht erreicht haben, hat der „Sputnik" schlagartig zuwege gebracht. Natürlich ist die Überlegung, daß russische Botschaftsangestellte im allgemeinen fließend die Landessprache beherrschen und die Geschichte und Mentalität der Nationen kennen, in denen sie stationiert sind, keine ausreichende pädagogisch-wissenschaftliche Begründung für einen verstärkten und verbesserten fremdsprachlichen Unterricht. Den kleinen Geschäftsmann aber, der über die finanziellen Bewilligungen und über den Lehrplan für eine lokale high school zu entscheiden hat, wird man mit solchen Tatsachen und Beweisen eher überzeugen als mit tiefgründigen Ausführungen über den formalen und inhaltlichen Bildungswert des fremdsprachlichen Unterrichts. Und auf diesen kleinen Geschäftsmann oder Handwerker kommt es letztlich in den USA an. Er entscheidet, nicht die Bundesregierung in Washington.

Sollte es Amerika gelingen, in dieser wahrhaft demokratischen Weise den Mann von der Straße, nicht nur die Experten, von der Notwendigkeit der projektierten Reformen zu überzeugen, dann wäre dies ein großartiger Beweis für die Funktionsfähigkeit der Massendemokratie und für die

Intelligenz des Durchschnittsbürgers im Zeitalter einer aufgesplitterten Spezialistenzivilisation. Walter Hähnle

Literatur: *James B. Conant*, The American High School today, a first Report to interested citizens. McGraw, New York 1959. — *Helmuth Schoeck*, USA, Motive und Strukturen. Stuttgart 1958. — *Emma Birkmaier*, Modern Languages. Encyclopedia of Educational Research, January 1960. — *Frederick D. Eddy*, Report of the Working Committees 1959. Northeast Conference on the Teaching of foreign Languages. Washington 1959. — *Philip E. Jacob*, Changing Values in College. An Exploratory Study of the Impact of College Teaching. New York 1957. — *Paul Woodring*, A Fourth of a Nation. New York 1957.

PRO MUNDI VITA, das Leitwort des 37. Eucharistischen Weltkongresses, war aus dem 6. Kapitel des Johannesevangeliums genommen, wo Jesus im 51. Vers sagt: „Ich bin das lebendige Brot, vom Himmel gekommen. Wer von diesem Brot essen wird, der wird leben in Ewigkeit. Und das Brot, das ich geben werde, das ist mein Fleisch, welches ich geben werde für das Leben der Welt." Für das Leben der Welt, d. h. für die Erlösung der Menschheit zum ewigen Leben, will Jesus auf Golgatha sterben. Und wer im Herrenmahl seinen gekreuzigten Leib ißt, der wird in Ewigkeit leben.

Kardinal Wendel, der Münchner Gastgeber, sprach schon bei der Begrüßung des päpstlichen Legaten davon, „wie angegriffen und gefährdet das Leben der Welt heute ist. Sie ist wund und wird vom Wundfieber geschüttelt. Sie braucht den barmherzigen Samaritan, der den Wein seiner Wahrheit und das Öl seiner Liebe reinigend und heilend in ihre Wunden gießt und ihr das Brot reicht, das sein Fleisch ist für ihr Leben". Kardinal König (Wien) predigte über die consecratio mundi, die Weihe der Welt, die mit der Inkarnation Christi begonnen habe. Durch sein Kommen habe er gewissermaßen den Exorzismus über diese Welt gesprochen. Was der Herr grundgelegt, aber noch nicht vollendet habe, soll durch das eucharistische Opfer und durch die Mitarbeit der Laien fortgesetzt werden.

Wie ganz konkret irdisch das ewige Leben, von dem die Schrift redet, verstanden werden konnte, zeigte Marianne Dirks. Sie sprach über das Thema „Die Frau als Trägerin und Vermittlerin eucharistischen Lebens" und meinte dabei, daß die Frau in besonderer Weise das heilige Brot als Brot für das Leben der Welt empfange, weil sie als Mutter dem mystischen Leib Christi neue Glieder schenken dürfe.

Obwohl in München nach Kräften versucht wurde, vom Thema der Tage her konkrete Weisung für den Alltag zu geben, war der Kongreß doch mehr als nur ein überdimensionierter Katholikentag. Weltfronleichnam — das war bei den bisherigen 36 Kongressen der beherrschende Gedanke. Daß der 37. Kongreß nun eine neue Note in diese Tradition hineinbrachte, lag wesentlich an der Wahl des Tagungsortes. Der deutsche Katholizismus — durch das protestantische Gegenüber in vielem anders geprägt als die Weltkirche — empfand die Notwendigkeit einer Ergänzung der reinen Sakramentsanbetung durch den Sakramentsempfang. Diese Bestrebung kam besonders in der Arbeit von Professor Andreas Jungmann S. J. (Innsbruck) zum Ausdruck, der mit der Idee einer *statio orbis* dem Münchner Weltkongreß das beherrschende Charakteristikum gab.

Diese Idee stammt aus der liturgiegeschichtlichen Forschung, sie ist gewissermaßen eine Ausgrabung aus dem Rom der ersten christlichen Jahrhunderte. Wenn damals der römische Bischof gemeinsam mit den Vertretern aller seiner Gemeinden das Abendmahl feiern wollte, hielt er eine „Stadt-Statio", eine statio *urbis*. Diese Stadt-Statio war bei der wachsenden Unübersichtlichkeit des altchristlichen Roms die gottesdienstliche Feier, die den Zusammenhalt der einzelnen Gemeinden und ihre Unterordnung unter den Bischof herausstellte. In sehr veränderter Form gibt es heute noch in Rom während der Passionszeit Statio-Gottesdienste. Zum Urbild des 37. Eucharistischen Weltkongresses wurde aber die altkirchliche Gestalt. Aus der statio urbis, der Stadt-Statio, wurde die statio orbis, die Welt-Statio, so wie aus dem Bischof von Rom des christlichen Altertums der Weltpapst, die Zentralgewalt über allen Gläubigen des Erdkreises geworden ist. Die Idee der statio orbis ist nicht als Konkurrenz neben den Weltfronleichnamsgedanken getreten, sondern mehr als Rahmen, als gestaltendes Prinzip. Die Verehrung des Altarsakramentes wird nicht aufgehoben, sondern über sich selbst hinausgesteigert, sie wird weitergeführt zur Kommunion.

Während bei den ersten 35 Eucharistischen Weltkongressen jedesmal eine große Prozession den Höhepunkt der Veranstaltungen bildete, trat 1955 in Rio de Janeiro die Messe, die der päpstliche Legat zelebrierte, daneben stärker hervor. In Mün-

chen war die feierliche Messe des Legaten nicht nur der absolute Höhepunkt der Tage, sondern sie wurde auch ausgebaut zu einer Massenkommunion.

Fast eine Million Menschen hatten sich am Sonntagvormittag auf der Theresienwiese versammelt. Auf der riesigen Altarinsel, einer kreisförmigen Holzkonstruktion von 84 Metern Durchmesser und 10 Metern Höhe, überwölbt von einem leuchtend gelben Baldachin von 34 Metern Spannweite, zelebrierte der Kardinallegat nach feierlichem Einzug ein Pontifikalamt. Aller Glanz und alle Pracht der römischen Kirche waren aufgeboten. Nach der Predigt zogen 1200 Priester von der Altarinsel durch die Gassen, die von den Ordnungskolonnen der Pfadfinder und der Bereitschaftspolizei zwischen den engen Bankreihen frei gehalten wurden. Wer kommunizieren wollte, mußte aus seiner Bankreihe herauskommen, um zwischen den Ordnern niederknieend die Hostie zu empfangen.

Unter diesen Bedingungen kommunizierten verhältnismäßig wenige der versammelten Gläubigen. Denn wenn Hunderttausende kommunizieren sollen, dann werden alle die organisatorischen Mittel, die angewendet werden müssen, um so viele Menschen zusammenzubringen, wie z. B. die enge Sitzordnung, die Absperrungen usw., zu Hindernissen. Kann man am Ende strapaziöser Kongreßtage in einer Großveranstaltung von mehrstündiger Dauer von einem Christenmenschen verlangen, daß er alle diese Hemmnisse geistig überwindet und würdig das Sakrament empfängt?

Immer wieder wurde in München das Bewußtsein lebendig, daß der römisch-katholische Erdkreis noch nicht der ganze christliche Erdkreis ist. Daß die Eucharistiefeier des katholischen Erdkreises, wie Kardinal Wendel es ausdrückte, „Anregung und Einladung zu einer statio des ganzen Erdkreises" werden müsse.

So war man bemüht, alles zu vermeiden, was bei den evangelischen Christen Anstoß erregen könnte. Die Herausstellung des statio-orbis-Gedankens barg die Möglichkeit in sich, die eucharistischen Prozessionen, denen die antiprotestantische Tendenz des Fronleichnamsfestes anhaftet, ganz aus den Straßen Münchens herauszulassen und auf das Festgelände zu beschränken. Bei fast allen Veranstaltungen war der Wunsch nach Überwindung der konfessionellen Spaltung zu spüren. Das Publikum konnte immer wieder in minutenlangen Beifall ausbrechen, wenn ein versöhnliches Wort über die „im Glauben getrennten Brüder" fiel, wenn ein evangelischer Theologe zitiert wurde und besonders wenn Vertreter der evangelischen Kirche zu begrüßen waren.

Auch auf den Kanzeln und Rednerpulten erklang oft ein ungewöhnlich freundlicher Ton. So fragte Professor Dr. Rheinfelder (München) im Blick auf das kommende Konzil: „Wird Gott uns schon der Wiedervereinigung für würdig halten? Ist die Läuterung bereits vollzogen, um derentwillen er die Trennung zugelassen hat, oder braucht er seine Protestanten noch — denn es sind Gottes Protestanten — um seine Kirche tiefer und besinnlicher zu machen?" Besonders eindrücklich war die Una-sancta-Veranstaltung, zu der sich die Menschen schon Stunden vor Beginn drängten. Otto Karrer (Luzern) legte sowohl dar, welche Möglichkeiten zu einer Einigung zwischen den Konfessionen in Abendmahlsfragen bestehen, als auch wie schier unüberbrückbar die Kluft ist, die die römisch-katholische Lehre vom Sühnecharakter des Messeopfers aufreißt.

In einem zweiten Referat unternahm es Pater Dr. Thomas Sartory (Niederalteich), den Kongreßteilnehmern die reformatorische Abendmahlslehre nahezubringen. Gestützt auf lange Zitate Luthers, Calvins und der Bekenntnisschriften der Reformation wies er seine Zuhörer mit erstaunlicher Sachkenntnis und liebevollem Verständnis darauf hin, daß die Ablehnung der römischen Meßlehre und -praxis durch die Reformatoren geistlichen Motiven entsprungen sei und daß auf dieser geistlichen Ebene trotz allen Unterschieden eine Verwandtschaft bestehe.

So wie über diese Veranstaltung, so konnte sich ein evangelischer Christ noch über manches andere in den Münchner Kongreßtagen freuen z. B. über die evangelischen Choräle, auf die er allenthalben stieß. Bei der Deutschen Betsingmesse wurden vier Choräle gesungen, sie waren alle vier evangelischen Ursprungs.

Der deutsche Katholizismus scheint z. Z. für evangelische Theologie und Frömmigkeit besonders offen zu sein. Wie Professor Hirschmann (Frankfurt) auf einer Pressekonferenz äußerte, wollten die deutschen Katholiken in München die Gelegenheit nutzen, den Katholiken aus dem romanischen und südamerikanischen Bereich diese

Offenheit und das Verständnis für den Protestantismus zu vermitteln. Der Blick ist hierbei wohl auch auf das kommende Konzil gerichtet, denn es ist für den deutschen Katholizismus eine entscheidende Frage, ob dort mit mehr Verständnis über die nichtkatholischen Christen geredet wird, als es in Trient und beim Vatikanum der Fall war. Wer allerdings nach der Grenze dieser Offenheit und dieses Entgegenkommens fragte, bekam auf der Pressekonferenz, die der Una-sancta-Veranstaltung voranging, eine eindeutige Antwort: Zugeständnisse in liturgischen und auch theologischen Fragen können um der Wiedervereinigung willen von Rom gemacht werden, aber unaufgebbar ist für Rom die Forderung nach Anerkennung des päpstlichen Primates. Ferdinand Barth

EINSIEDELN ist für evangelische Lebensart kein leichter Happen. Man braucht nur die goldene Aufschrift eines einzigen Ladengeschäftes aus der Ladenzeile am Platz vor dem Kloster zu zitieren, wenn man jene Beschwernisse beschreiben will, denen man auf diesem einzigartig schönen Fleck Erde kaum auszuweichen vermag. Dort steht über den Schaufenstern in großen Lettern: „Devotionalien — Souvenirs". Die Schaufenster sind denn auch danach, sie kennen keinen Unterschied zwischen dem Kruzifix und dem Souvenirkitsch, mit dem Erfolg, daß sich nun auch umgekehrt das Kruzifix kaum noch von dem Souvenir unterscheidet. Man nennt sogar das Kruzifix ein „Andenken". Liest man schließlich in der Gottesdienstordnung der großen spätbarocken Klosterkirche, daß dort besondere Stunden für die Weihe der „Andenken" vorbehalten sind, dann bleibt einem wohl nur noch die Wahl zwischen bitterem Spott und betrübtem Herzen. Dabei darf man es freilich in unseren Tagen nicht bewenden lassen, denn Spott und Trübsal schaffen kein Neues. Diese Devotionalienläden, besonders in den Arkaden unterhalb der Klosterkirche, sind nicht zuletzt eine kritische Anfrage an jene Protestanten, die so gerne und so gründlich vergessen haben, daß der Mensch auch vor seinem Gott ein leibhaftiges, ein sinnliches Wesen ist, und zwar nach dem offenbaren Willen des allmächtigen Schöpfers.

Wer in Einsiedeln statt des Spottes oder der Trübsal etwas Ehrlichkeit aufbringt, wird sich vor den Devotionalienläden fragen müssen, was wir denn eigentlich an die Stelle derartiger „Andenken" gesetzt haben, ja es wird ihm womöglich sogar die evangelische Mitschuld an solchen Kramläden in den Vorhöfen des Tempels offenkundig. Es genügt nämlich nicht, die Vorhöfe — allzu oft (zumal in der Schweiz!) gleich auch noch den Tempel selbst — einfach kahl zu fegen. In den Arkaden unter der Klosterkirche kann man sehr vornehme und, wie es scheint, auch geistvolle Menschen beim Einkauf frommer Andenken beobachten, Menschen, denen man, nicht nur ihres Reichtums wegen, daheim getrost einen Paul Klee oder einen Emil Nolde zutrauen würde. In Einsiedeln aber kaufen sie billig vergoldete Kruzifixe und tragen sie zur Weihe in die Klosterkirche. Solche Erscheinungen kann man nicht einfach aus der Welt fegen, man muß ihnen nachgehen, und zwar in Liebe. Ganz zu schweigen von dem unablässigen Strom einfacher Wallfahrer, für die wir nirgends eine Herberge hätten. Der Kahlschlag allein ist noch keine Antwort. Aber wir waren wohl ein bißchen zu hochmütig und vergaßen, daß das Wort, mit dem wir so stolz gegen die Devotionalien zu Felde ziehen, Fleisch wurde, und zwar leibhaftig und nicht bloß allegorisch. Die Devotionalien von Einsiedeln sind gerade deswegen so abstoßend, weil sie einen gewissen kunstgewerblichen Reinigungsprozeß bezeugen, also den Edelkitsch von heute verkörpern und der „Süße" des gemeineren Kitsches von vorgestern entbehren. Es wäre freilich furchtbar, wenn wir uns überheben und auch die Menschen, die derlei „Andenken" kaufen, abstoßend finden wollten.

Spott oder Trübsal schaffen kein Neues. Nun hat sich aber unterdessen in Einsiedeln etwas sehr Merkwürdiges zugetragen. Das Volk von Einsiedeln spielt seit 1930 alle fünf Jahre auf dem Platz vor der Klosterkirche Calderons „Das große Welttheater", ein immer wieder überwältigend schlichtes Spiel von der Herrschaft Gottes und der Zusage der Gnade. Dieses Spiel vom Welttheater unter den Blicken des allmächtigen Schöpfers ist so katholisch wie evangelisch, und niemand, er hätte sich denn in lauter Abstraktion statt Glauben verflüchtigt, kann an diesem frommen Spiel Anstoß nehmen. Bei der Vorbereitung der Spiele für diesen Sommer bestand mancher Anlaß zu einer Vereinfachung und Vertiefung der bis da-

hin recht pompösen Inszenierung. Dafür holte sich das spielfreudige Volk von Einsiedeln unter dem Patronat des Benediktinerabtes zwei evangelische Künstler, den Regisseur Erwin Kohlund und den Komponisten Heinrich Sutermeister, der aus einem evangelischen Pfarrhaus stammt. Beide sind Schweizer, also mitten im schlimmsten Kahlschlag der Vorhöfe aufgewachsen. Um so erstaunlicher erscheint es, daß es gerade ihnen gelang, vor der Klosterkirche von Einsiedeln die unbestreitbar „katholischen" Elemente des Welttheaters „evangelisch" verbindlich zu machen.

Das war vermutlich nur möglich, weil Erwin Kohlund und Heinrich Sutermeister ihren Glauben nicht erst aus der Reformation ableiten, sondern mit einer ansteckenden Unbefangenheit die reichen Schätze der einen christlichen Kirche in ihre künstlerische Arbeit hineingeholt haben. Es ist kein alltäglicher Vorgang, wenn ein Regisseur auf der Freilichtbühne des Welttheaters auf seine Weise den Versuch unternimmt, mit den Mitteln des Schauspiels die Dreifaltigkeit darzustellen. Erwin Kohlund läßt den „Meister" des Welttheaters in der Exposition des Spiels vorerst nur mit seiner Stimme eingreifen, einer Stimme, die tief aus dem Raum der Kirche herzudringen scheint. Bei der Verteilung der Rollen sitzt dann der Meister persönlich auf dem thronartig erhobenen Stuhl, indessen er in der letzten Szene am Tisch der Gnade und des Gerichtes in der Gestalt Jesu Christi erscheint. Es ist einigen Nachdenkens wert, warum uns eigentlich ein leibhaftiger Auftritt des allmächtigen Gottes im Schauspiel des Welttheaters nicht stört, falls das in angemessener Reserve geschieht, indessen Christus auf der Bühne, und sei sie nur ein offener Platz vor dem Kirchenportal, immer höchst problematisch bleibt. Das liegt vermutlich an den Devotionalien, von deren Christusbild man sich bei derart „repräsentativen" Szenen schwerlich zu lösen vermag. Erwin Kohlund hat in der Schlußszene auch die Gestalt der Maria belassen, obgleich sie bei Calderon nicht zu finden ist. Es ehrt Kohlund, daß er nicht aus eigenem Glaubensdünkel eine vorgegebene Übung des Ortes Einsiedeln auszumerzen versuchte, sondern mit einer behutsamen Abdämpfung der Maria auch hier das evangelische Gebot der Liebe höher stellte als den Eifer der Konfession.

Wer sich auch heute noch an den großen Aufzügen des Welttheaters in Einsiedeln stört, beweist damit nur, daß er von den Zeiten eines einst „christlichen Theaters" und der sogenannten Mysterienspiele nicht die geringste Ahnung hat. Sie waren nämlich in fast exzessiver Weise zunächst und vor allem Schauspiel, Theater. Kohlund schuf sich zwischen den großen Gruppen des Spiels einen Innenraum, in dem nur die einzelnen Rollen des Menschenlebens, der König also und der Bettler, der Bauer und die Weisheit, die Schönheit und der Reichtum agieren und so Calderons Text nach der Übertragung von Eichendorff voll zur Geltung kommen lassen. Heinrich Sutermeisters Komposition zu Calderons „Das große Welttheater", die in diesem Sommer zum erstenmal gespielt wurde, ist in ihrer Nüchternheit ebenso bewunderungswürdig wie in ihrem Mut zur großen geistlichen Melodie. Sie ist ein ebenbürtiges Kind aus der reichen Tradition geistlicher Musik, zugleich aber auch, in der Rhythmisierung zumal, ganz unbefangen ein Kind unserer Zeit, wenn sie freilich auch diese Rhythmisierung dann wiederum einzubinden weiß in die Rhythmen der Gregorianik. Sutermeisters Komposition schwatzt niemals dazwischen. Lange Strecken schweigt sie. Ihr Amt ist geistlicher Dienst. Sutermeister schrieb keine Musik in den luftleeren Raum, sondern Musik für die Laienchöre des Dorfes Einsiedeln und die Bezirksmusik „Konkordia", ein bescheidenes Orchester mit Bläsern und Schlagzeug. Was wir bei Winfried Zilligs Komposition zu Billingers „Bauernpassion" vermißten, das gibt Sutermeister mit vollen Händen.

Den Spielern, Sängern und Musikanten aus Einsiedeln hat Erwin Kohlund vor den ersten Proben beizubringen versucht, daß sie in der Aufführung des Welttheaters vor allem ein Laienapostolat erblicken sollten. Das könnte für künftige Aufführungen noch klarer in das Spiel übernommen werden, wenn erst die Spuren des Sprechunterrichtes für die Dorfbewohner überwunden sind. Der Künstler Hermann Sutermeister hat mit den Dorfmusikanten die Weise des Laienapostolates bereits erreicht.

Heinz Beckmann

RANDBEMERKUNGEN

Nochmals: Ist unser Staat wetterfest?

Eine Leserzuschrift

Der SPD-Bundestagsabgeordnete Dr. Walter Menzel, Vorsitzender des Bundestagsausschusses zum Schutz der Verfassung, schickte uns die nachstehenden Ausführungen mit der Bitte um Veröffentlichung.

Mit großem Interesse habe ich den Aufsatz von Herrn Dr. Wolfgang Höpker in „Zeitwende/ Die Neue Furche" vom Juli 1960 zum Thema des Notstandsrechtes gelesen, gibt er doch durch seine sachlichen, wenn auch nach meiner Meinung mit unnötigen Sorgen belasteten Ausführungen die Möglichkeit zu einer ebenso sachlichen Aussprache. Ich begrüße das um so mehr, weil sich dadurch manche Unklarheiten und Mißverständnisse ausräumen lassen. Seit langem versuche ich, zu interfraktionellen Besprechungen zu gelangen — leider vergeblich. Meine vor einigen Wochen noch einmal unternommenen Vorstöße in Bonn, wenigstens den Versuch einer Klärung der mit diesem Thema verbundenen Probleme zu unternehmen, stießen erneut auf eine Absage seitens der Regierung und der Regierungsparteien.

Ich darf vorausschicken, daß es für meine politischen Freunde und mich ganz selbstverständlich ist, diesen Staat und seine Freiheiten in jeder Richtung zu schützen und ihn vor subversiven Strömungen zu bewahren. Schließlich hat die Sozialdemokratie in ihrer Geschichte genug Opfer für die Freiheit gebracht, so daß sie heute nicht erst sollte zu beweisen brauchen, daß sie bereit ist, alles daran zu setzen, unsere freiheitliche Grundordnung zu erhalten.

Diese Pflicht haben wir bereits im Parlamentarischen Rat — ich selbst war eines seiner Mitglieder — gesehen. Die meiste Zeit tagten wir im Schatten der Berlin-Blockade und sie machte uns deutlich, was Westdeutschland zu erwarten habe, wenn es nicht aufpassen würde. Geht man mehr, als dies bisher geschehen ist, sorgfältig die einzelnen Vorschriften des Grundgesetzes durch, dann wird man — für manchen zur Überraschung — feststellen können, daß es nicht nur das wiederholt, was Art. 48 der Weimarer Verfassung hinsichtlich der exekutiven Möglichkeiten enthielt, sondern daß das Grundgesetz darüber hinaus dem Staate noch mehr Rechte gibt als die Weimarer Verfassung, nur mit der Abänderung, daß sich diese Vorschriften im Grundgesetz auf mehrere Artikel verteilen. Neu und zusätzlich sind, um nur einige Vorschriften zu nennen, die Art. 18, 21, und 91 GG.

Nur hinsichtlich der legislativen Möglichkeiten für eine Bundesregierung hat der Parlamentarische Rat damals einstimmig beschlossen, den Weg nicht mehr für die berüchtigten Notverordnungen freizugeben, weil sie den Volksvertretern die Chance geben, sich jeder verantwortlichen Entscheidung zu entziehen — weil sie unpopulär sein könnte — und weil man hoffte, daß der Reichspräsident die nötigen Regelungen durch eine Notverordnung schon treffen werde. Ich persönlich bin überzeugt, daß hier mit einer der vielen Gründe für das Versagen der parlamentarischen Demokratie in Weimar liegt.

Ob der Parlamentarische Rat vielleicht zu weit gegangen ist, als er in Art. 79 Abs. 3 die Dreiteilung der Gewalten (Art. 20) und die Beteiligung der Länder an der Gesetzgebung als unabänderlich erklärte, kann durchaus diskutiert werden. Art. 79 Abs. 3 verdankt seine Entstehung der damals sehr entschieden vorgetragenen Forderung der föderativen Parteien, insbesondere der DP und der CSU. Ohne die Verletzung der Grundrechte sehe ich daher keine Möglichkeit, die Gesetzgebungsbefugnisse vom Parlament auf die Ministerialbürokratie zu übertragen, so wie es der Gesetzentwurf der Regierung zur Behandlung von Ausnahmezuständen vorsieht.

Trotzdem wird man sich um einen Ausweg bemühen müssen. Der Verfassungsminister hat nämlich nicht den Artikel 45 GG gesehen: Ständiger Ausschuß zur Wahrung der Rechte der Volksvertretung. Dieser Ausschuß — vielleicht in etwas abgeänderter Form — oder ein Ausschuß ähnlich dem Vermittlungsausschuß zwischen Bundestag und Bundesrat könnte die Funktion eines Gesetzgebers in Notzeiten übernehmen. Der Bundesrat ist diesem Gedanken nähergetreten, der Bundesinnenminister nicht, ohne aber zu erklären, wie sein Vorschlag, die

Gesetzgebung der Ministerialbürokratie zu übertragen, mit Art. 79 Abs. 3 vereinbar sein soll.

Zu dem gleichen Dilemma haben bisher die Versuche geführt die Exekutive zu verstärken. Der von meiner Fraktion bereits 1950 eingebrachte Antrag zur Änderung des Grundgesetzes dahin, dem Bundesinnenminister eine unmittelbare Kommandogewalt über die Bereitschaftspolizeien der Länder zu geben, verfiel ebenso der Ablehnung durch die Regierungsparteien wie der Antrag der FDP, eine Bundespolizei zu errichten. Bei den Haushaltsberatungen der letzten Jahre haben unsere Anträge, die Exekutive der Bereitschaftspolizeien zu verstärken, Schiffbruch erlitten. Herr Dr. Schröder sprach dagegen. Nach unseren Anträgen hätten dann dem Bund 15 000 Beamte des Bundesgrenzschutzes, 20 000 Beamte der Bereitschaftspolizeien und noch einmal die gleiche Zahl aus dem Bereiche des Einzeldienstes, also insgesamt 55 000 gut ausgebildete Exekutivkräfte zur Verfügung gestanden.

Die Ablehnung aller dieser Anträge durch Regierung und Regierungsparteien kann doch also nur zu der Schlußfolgerung führen, daß der Innenminister selbst von der Annahme ausgeht, der Bund besitze genügend Vollzugsorgane, um allen Situationen Herr zu werden. Dr. Schröder hat dies übrigens bei der Begründung des VVN-Verbotes vor dem Bundesverwaltungsgericht in Berlin im Oktober 1959 selbst zugegeben.

Hinzu kommt, daß für etwaige innenpolitische Spannungen und Schwierigkeiten 55 000 Polizeikräfte viel wirksamer sind als eine doppelt so hohe Anzahl von Soldaten. Das ist eine alte Erfahrung, hier und im Ausland; denn die Polizei ist für den innenpolitischen Einsatz speziell geschult, Militär kann nur auf die Vernichtung des Gegners ausgehen. Walter Menzel MdB

Anmerkung: Die von Herrn Dr. Menzel erwähnten *Grundgesetz-Artikel* lauten: *Artikel 18:* „Wer die Freiheit der Meinungsäußerung, insbesondere die Pressefreiheit (Art. 5, Abs. 1), die Lehrfreiheit (Art. 5, Abs. 3), die Versammlungsfreiheit (Art. 8), die Vereinigungsfreiheit (Art. 9), das Brief-, Post- und Fernmeldegeheimnis (Art. 10), das Eigentum (Art. 14) oder das Asylrecht (Art. 16, Abs. 2) zum Kampfe gegen die freiheitliche demokratische Grundordnung mißbraucht, verwirkt diese Grundrechte. Die Verwirkung und ihr Ausmaß werden durch das Bundesverfassungsgericht ausgesprochen." — *Artikel 21, Absatz 2:* „Parteien, die nach ihren Zielen oder nach dem Verhalten ihrer Anhänger darauf ausgehen, die freiheitliche demokratische Grundordnung zu beeinträchtigen oder zu beseitigen oder den Bestand der Bundesrepublik Deutschland zu gefährden, sind verfassungswidrig. Über die Frage der Verfassungswidrigkeit entscheidet das Bundesverfassungsgericht." — *Artikel 91:* „(1) Zur Abwehr einer drohenden Gefahr für den Bestand oder die freiheitliche demokratische Grundordnung des Bundes oder eines Landes kann ein Land die Polizeikräfte anderer Länder anfordern. (2) Ist das Land, in dem die Gefahr droht, nicht selbst zur Bekämpfung der Gefahr bereit oder in der Lage, so kann die Bundesregierung die Polizei in diesem Lande oder die Polizeikräfte anderer Länder ihren Weisungen unterstellen. Die Anordnung ist nach Beseitigung der Gefahr, im übrigen jederzeit auf Verlangen des Bundesrates aufzuheben." — *Artikel 79, Absatz 3:* „Eine Änderung dieses Grundgesetzes, durch welche die Gliederung des Bundes in Länder, die grundsätzliche Mitwirkung der Länder bei der Gesetzgebung oder die in den Artikeln 1 und 20 niedergelegten Grundsätze berührt werden, ist unzulässig." — *Artikel 45:* „(1) Der Bundestag bestellt einen ständigen Ausschuß, der die Rechte des Bundestages gegenüber der Bundesregierung zwischen zwei Wahlperioden zu wahren hat. Der ständige Ausschuß hat auch die Rechte eines Untersuchungsausschusses. (2) Weitergehende Befugnisse, insbesondere das Recht der Gesetzgebung, der Wahl des Bundeskanzlers und der Anklage des Bundespräsidenten stehen dem ständigen Ausschuß nicht zu." Zw./DNF.

Picasso als Zeichner

Das weiträumige Werk Picassos läßt sich noch nicht überschauen. Unbestritten ist zur Stunde nur, daß in jedem Zeitpunkt seines Wirkens der „Saturn von Vallauris" der gesamten Kunst neue Impulse vermittelt hat — ob es sich nun um die Elendsbilder aus der Zirkuswelt handelt, um die archaischen Formen der „époque nègre", die Arbeiten der rosa Periode oder um die geniale Unruhe der Stierkampfdarstellungen von 1957. Besonders seit den kubistischen Darstellungen hat Picassos Kunst nicht nur für Künstler den Charakter einer ungeheuren Beunruhigung bekommen. Immer monumentaler wird die Komposition, immer treibender die Bildgestalt. Schließlich entlädt sich die Kraft und die Unruhe des Spaniers in den gespaltenen Gesichtern der dreißiger Jahre und in der Anklage von „Guernica". Keine Kunst experimentiert auf so radikale Weise, stellt sich so gründlich selbst ins Offene wie die Picassos.

Kaum sonst ist auch die große Freiheit des Spielens, die Freiheit des Kindes so souverän verwirklicht wie hier. Echtheit und rückhaltlose Ehrlichkeit im Zugeben dessen, was ist, sind die Eigenschaften, die Picassos Autorität begründen.

Die verschiedenen Stadien seines bildnerischen Tuns sind nicht nur durch die Malereien, sondern auch durch ein eigenständiges graphisches Oeuvre markiert. Auffallend ist, wie autonom die Zeichnung im Werk

Picassos steht. Sie ist nicht nur Vorstudie eines Gemäldes, kaum jemals den Bedürfnissen der Malerei unterworfen, sondern in sich geschlossenes Werk und Selbstzweck. Ja, manche Zeichnungen sind erst durch ein Gemälde angeregt.

Oft treten Gezeichnetes und Gemaltes innerhalb einer bestimmten Stilphase Picassos auch auseinander. Während ab 1925 etwa „klassische" Gemälde kaum mehr begegnen, findet sich dieser Duktus in der Graphik noch 1931. Seit Beginn der dreißiger Jahre verzahnen sich beide Gattungen: die Malerei wird fast kalligraphisch, enthält weniger „Valeurs" als vielmehr Lineamente. Einige der bedeutendsten Werke Picassos (Guernica, 1937; Las Meninas, 1957) sind geradezu Zeichnungen auf Leinwand, Bilder ohne Farbe.

Der Reiz des Unmittelbaren, Spontanen, der eigentlich allen graphischen Blättern Picassos anhaftet, ist auch noch bei einer Reproduktion spürbar. Sie muß allerdings so einwandfrei sein wie in dem hervorragenden Sammelband Maurice *Jardots*, der jetzt im Gerd Hatje Verlag erschien. Jedes Blatt des instinktsicher ausgewählten Buches ist von unnachahmlicher Frische. Druckqualität, Ausstattung und Begleittext machen diese Sammlung von 150 Picasso-Zeichnungen damit zu einer der schönsten Kunstpublikationen der letzten Jahre. Die klug kommentierte Auswahl vermittelt wirklich den ganzen Reichtum eines großen Temperaments.

Das neben Seite 688 verkleinert wiedergegebene Profilbild von Jacqueline Roque (Tinte und Gouache) aus dem Jahre 1957 ist eine geglückte Synthese klassischer Konturhärte und malerischer Tonigkeit. In diesem späten Blatt des Künstlers ist zwar die großzügige, fast gewaltsam starke Manier der Feder ebenso wie die zart verwischende Spur des Tuschpinsels klar zu unterscheiden. Der entscheidende Eindruck geht aber nicht von einzelnen Formstrukturen, sondern von dem gesammelten Ernst und der Geschlossenheit der Gesamtkomposition aus. Die Strichführung ist heftig, aber nicht zuckend nervös. Der Aufbau ist streng, ohne Arabesken, und wirkt doch nicht kühl. Trotz der Einhelligkeit des Gesamteindrucks denkt man keinen Augenblick an Harmonie, Ausgeglichenheit, maßvolle Übereinstimmung aller Teile oder wie sonst die Kategorien der klassischen Ästhetik lauten mögen. Picassos Porträt weist vielmehr eine durch und durch spannungshafte Einheit auf. Es ist eine sehr dichte Bündelung gegenstrebiger Kräfte. Damit berühren wir einen Grundzug Picassoscher Kunst überhaupt. Während eine oberflächliche Sicht nur die proteushaften Wandlungen des Künstlers gewahrt, kann man bei genauerem Zusehen die dauernde Zusammenspannung des Widersprüchlichen als *die* Grundstruktur in allen verschiedenen Werkperioden Picassos entdecken. Wer vom Künstler nur die Reduplikation der ihm bekannten Welt erwartet, ist geneigt, den permanenten Wandel der Ausdrucksformen Picassos als komplette Scharlatanerie zu beargwöhnen; er erkennt nicht, daß der künstlerische Zugriff das eigentlich Wirkliche aufdeckt. Picasso hat so unablässig diese Verfremdung vollzogen, daß er sich den Zorn der Vielen zuzog. Aber gerade sie geraten immer neu in den Bannkreis seiner Ausstrahlung. Auch der Entrüstete spürt insgeheim: Hier ist kein gewitztes System, sondern hier ereignet sich ein lebendiges Drama. So vital sind die Einzelakte dieses Dramas, daß sie fortwährend die Rampe überspringen und den Zuschauer unwidersprechlich einfordern.

Unser Porträt besitz auf den ersten Blick vielleicht nicht das atemberaubend Emphatische manch anderer Arbeiten Picassos. Es spricht für sich selbst. Der Autor eines solchen Blattes darf wohl beanspruchen, daß auch seine anderen, ärgerlicheren Figurationen ernstgenommen werden — wenn nicht in lauter Verehrung, so doch in betroffenem Schweigen.

Hans-Eckehard Bahr

Maurice Jardot, Pablo Picasso — Zeichnungen. Verlag Gerd Hatje, Stuttgart 1959, 176 S. mit 151 ganzseitigen Tiefdrucktafeln und 3 Farbtafeln, 45,— DM.

Zwiesprache

Unsere Zeit ist eine Zeit der „Aktivitäten" auch im kulturellen Bereich. Das Eigentümliche ist dabei, daß unter soviel Tätigkeit die Leere wächst und das von vielen so heiß ersehnte Glück sich nicht einstellen will.

Sollte bei allem vielleicht Wesentliches vergessen sein? Sollte der so überraschende und im heutigen Kulturmilieu befremdende Satz: daß „das äußerste Glück des Menschen in der Kontemplation" liege, mehr Wahrheit enthalten, als man meint?

Es ist *Josef Pieper* zu danken, daß er den Zusammenhängen zwischen „Glück und Kontemplation" eine eigene Studie gewidmet hat (Kösel-Verlag, München 1957, 136 Seiten, kart. 5,— DM). Wir entnehmen ihr die Lesefrucht auf Seite 656.

Pieper baut seine Untersuchung auf der Philosophie des Thomas von Aquin auf, aber er bietet weit mehr als eine interessante philosophische Studie. Er gibt eine Phänomenologie des menschlichen Glücksverlangens und zeigt die Öde, „welche den Bezirk des Nichts-als-Praktischen wie eine Mondlandschaft umlauert". Er führt den Leser dazu, Gottesliebe und Gottesschau als die höchsten Formen menschlicher Glückseligkeit neu zu begreifen, und leistet so einen Beitrag für eine christliche Lebenskunde.

Die Lesefrucht nach dem Aufsatz über den Romanisten Ernst Robert Curtius (Seite 668) fanden wir in den Lebenserinnerungen des Archäologen *Ludwig Curtius* „Deutsche und antike Welt" (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, Bücher der Neunzehn, Bd. 45, Juni 1958, 350 S., Ln. 9,80 DM), die in Heft 5/1959 der „Zeitwende" besprochen wurden.

Das Gedicht von Karl Alfred *Wolken* stammt aus dem Sammelband „Jahresring 59/60" (Beiträge zur deutschen Literatur und Kunst der Gegenwart, Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1959, 410 S., 6 farbige und 28 Schwarz-Weiß-Bildtafeln, Ln. 12,— DM). Wie schon die vergangenen Bände (vgl. „Zeitwende" 1/1957; 7/1957; 1/1959) enthält auch dieses Buch literarische Beiträge, Essays und Reproduktionen moderner Kunstwerke. Unter den Autoren des Bandes findet man Ernst Jünger, Hans Freyer, Franz Tumler, Karl Krolow, Günter Eich u. a. bekannte Namen. Man wird nicht sagen können, daß hier ein Querschnitt des gesamten künstlerischen Schaffens dieses Jahres geboten wurde, aber es ist dem „Jahresring" sicher gelungen, wichtige Beiträge zu unserer geistigen Situation zu Gehör zu bringen.

Die Lesefrucht auf Seite 695 haben wir dem Furche-Band „Vom zuchtvollen Leben" von *Hans-Rudolf Müller-Schwefe* entnommen (Furche-Bücherei Nr. 172, Furche-Verlag, Hamburg 1959, 47 S., 2,40 DM), in dem der Autor die Frage untersucht, welche Bedeutung die Zucht gerade für den Menschen des technischen Zeitalters hat. So unpopulär solche Gedanken manchem auch scheinen mögen, so wichtig sind sie doch.

Zw./DNF.

Mitarbeiter: Heinz Beckmann, Nordenau / Hochsauerland, über Schmallenberg / Pastor Eberhard le Coutre, Hamburg-Großflottbek, Othmarscher Kirchenweg 105 / Direktor Olov Hartman, Sigtuna/Schweden, Sigtunastiftelsen / Dr. Karl August Horst, Söcking bei Starnberg/Oberbayern, Zweigstraße 3 / Professor Horst Wetterling, Osnabrück, Ameldungstraße 21 / Karl Alfred Wolken, Stuttgart, Tübinger Straße 91.

Das Kirchenjahr in Bildern

In der bekannten Wochenzeitung SONNTAGSBLATT erschienen in regelmäßigen Abständen eindrucksvolle Zeichnungen, die in lebendiger Beziehung zu den einzelnen Kirchensonntagen stehen. Diese Abbildungen dienten in so vielen Fällen als Hilfen im Schul- und Konfirmationsunterricht und, gerahmt, als Wandschmuck, daß sich der Verlag entschloß, die besten Reproduktionen gesammelt in einer Kassette in kleiner Auflage herauszugeben.

Die Kassette, Inhalt 54 Drucke, Format DIN A 4 (210×297 mm), auf Kunstdruckkarton, ist ab sofort lieferbar gegen nur **DM 12,50.** Dazu passend ein verglaster Wechselrahmen zum Stückpreis von DM 4,—.

Bitte richten Sie Ihre Bestellung an den

Verlag SONNTAGSBLATT G.m.b.H.
Hamburg 13 · Mittelweg 111

Neues im Furche-Verlag

Weitere Herbst-Neuerscheinungen

Helmut Begemann: Strukturwandel der Familie

Eine sozialtheologische Untersuchung über die Wandlung von der patriarchalischen zur partnerschaftlichen Familie. 264 Seiten. Leinen 19,80 DM.

Wird die Familie als Institution in der industriellen Gesellschaft noch eine Zukunft haben, wenn in wachsendem Maße durch die Eheschließung zwar ein Haushalt, aber keine Familie entsteht? Weder die Bibel noch die Reformation kennen das Wort Familie, so müssen Soziologie und Theologie in gegenseitigem Austausch versuchen, Antwort zu geben. Das geschieht in der vorliegenden Untersuchung durch die Herausarbeitung der soziologischen Zusammenhänge sowie der dogmatischen Fragen und schließlich in einer Zusammenschau in der sozialtheologischen Betrachtung des umfangreichen Fragenkomplexes.

Aus dem Inhalt: Die soziologische Wandlung der Familie und vorliegende Untersuchungen der deutschen Familie — Von der patriarchalischen zur partnerschaftlichen Familie — Die Familie als soziale Institution — Das Problem des Naturrechts — Problem des patriarchalischen Familienrechts im Alten Testament — Die moderne Familie unter weltlichem und geistlichem Regiment Gottes — Die Soziologie der Familie und die Krise ihrer naturrechtlichen Begründung — Die weltliche Gestalt der partnerschaftlichen Familie und die christliche Gemeinde — Autorität und Gemeinschaft in der partnerschaftlichen Familie — Sozialtheologisches Problem der modernen Familie — Die soziale Bindung sexueller Kräfte durch die Institution Familie.

Reinhold Lindner: Grundlegung einer Theologie der Gesellschaft

Dargestellt an der Theologie Paul Tillichs. 64 Seiten. Engl. Broschur 7,80 DM.

Der Begriff „Theologie der Gesellschaft" wurde von Heinz-Dietrich Wendland in die theologische Diskussion eingeführt. Da Wendlands Arbeiten in einem Zusammenhang mit der Theologie des Deutsch-Amerikaners Paul Tillich stehen, hat es Reinhold Lindner unternommen, das Denken Paul Tillichs systematisch daraufhin zu untersuchen, ob es die Grundlegung einer Theologie der Gesellschaft tragen kann. Diese Vermutung hat sich bestätigt. Über diesen Nachweis hinaus läßt sich in dieser Arbeit an einer der brennenden theologischen Fragen zeigen, welche Erkenntnisse die bisher in Deutschland fast unbekannte Theologie Tillichs, die in ihrer Bedeutung der Theologie Karl Barths an die Seite zu stellen ist, für die weitere theologische Arbeit zu bieten hat. So geht es hier darum, grundlegende Probleme zu erörtern. Das hat den Vorteil, daß sich viele praktische Fragen von selbst erledigen, wenn einmal geklärt ist, wie Gesellschaft in ihrer Wirklichkeit zu begreifen ist.

Aus dem Inhalt: Grundstrukturen der Gesellschaft: Ethik und Ontologie — Liebe, Macht, Gerechtigkeit — Theologische Gesellschaftskritik. Entfremdungsstrukturen der Gesellschaft: Existenz und Entfremdung — Die industrielle Gesellschaft. Die Frage nach heilenden Strukturen: Angst in Raum und Zeit. Der Grund der Kirche. Das Neue Sein in Jesus dem Christus — Geschichte und Reich Gottes. Die Kirche in der Gesellschaft: Heiligkeit, Universalität und Einheit der Kirche — Die Gesellschaft als heilige Gemeinschaft — Die soziale Strukturform der Kirche.

Werner Elert: Der christliche Glaube

Grundlinien der lutherischen Dogmatik. Fünfte, neubearbeitete und ergänzte Auflage. Herausgegeben von Ernst Kinder. 576 Seiten. Leinen 36 DM. Vorbestellpreis bis zum Erscheinen 32 DM.

Auf die Dogmatik von Werner Elert noch einführend hinzuweisen, wird kaum notwendig sein. Als Handbuch, das zum eigenen dogmatischen Arbeiten anleitet, sowie als Dogmatik eines fest umrissenen Standpunktes ist Elerts „Christlicher Glaube" gut bekannt. In dem Wald von Neuerscheinungen suchen wir nach Büchern, an denen man sich ausrichten kann. Und das eben kann man an Elerts Dogmatik. Der klare Stil zwingt zum Folgen und Auseinandersetzen. Hinter den knappen und prägnanten Sätzen spürt man die verborgenen Antithesen. Wer den Mut zur dogmatischen Schärfe nicht verloren hat, wer über der täglichen Arbeit konzentriertes theologisches Nachdenken nicht missen möchte, der wird diese Neuauflage begrüßen.

(Monatsschrift für Pastoraltheologie)

Die neue Ausgabe des Verlagsverzeichnisses ist soeben herausgekommen und wird auf Wunsch gerne zugesandt

Furche-Verlag · Hamburg